This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
4848
G7Z7

UC-NRLF

$B 155 951

YC148802

Bremer
5. 02.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·

Ueber

Klaus Groth

und

seine Dichtungen,

zum Theil aus ungedruckten Quellen,

von

Ed. Hobein.

Hamburg.

Perthes-Besser & Mauke.

1865.

PRESERVATION
COPY ADDED
mlf 2/25/91

PT4848
G7Z7

BREMER

Das Leben eines Dichters ist nicht immer deshalb schon von besonderer Bedeutung, um in seinen Werken Wahrheit und Dichtung unterscheiden zu können. Der reale Gehalt einer Dichtung ist in seinem Verhältniß zum idealen wohl bei jedem Dichter ein anderer und will man das Wesen der Frage erfassen, so sind die Begriffe des wirklich Erlebten und des aus dem Leben zur Dichtung geklärten Gehalts einer höheren Wahrheit bei weitem entscheidender, als jene Begriffe, die man in jedem Fall anders zu fassen geneigt sein möchte.

In Klaus Groths Dichtungen ist Alles wahr und auf realen Boden gestellt und doch sind, wie man wenigstens im Allgemeinen versichern kann, weder Vorgänge noch Persönlichkeiten der Wirklichkeit direct entlehnt. Aber nichts desto weniger oder besser um so mehr basiren sie auf Wahrheit. Nur der Ort, das Land, Gegend, Natur, Stadt und Dorf mit ihrer geschichtlichen Bedeutung sind der Wirklichkeit entlehnt, — alles Andere sind Typen der Wahrheit, namentlich die Menschen mit ihren Eigenthümlichkeiten und Sitten. Eben deshalb aber sind die geschilderten Vorgänge auch treffender und bezeichnender, als das einzelne Erlebniß, sie sind das Resultat eines Gesammtlebens, der gesammten Erfahrung eines Volks, — ein dichterisches Resultat, insofern die Beobachtung des Landes und seines Volkes aus liebender Hingabe an beide und aus dem Grundwesen beider hervorging.

Wir werden sehen, in wie weit hier und dort hinter der Maske der menschlichen Type die maßgebende Persönlichkeit er-

M102614

kannt werden möchte, doch stets nur, wo eine besonders hervorragende Bedeutung des Einzelnen den Volkscharakter vorzugsweise traf und ein Beispiel in seiner Originalität Alle zu fassen vermochte. Erkennbar sind auch in solchen Fällen die Gestalten des Dichterlebens nur nach traditionellen Annahmen, die aus dem Munde des Dichters selbst oder der Seinigen verbreitet sein mögen.

Steht aber gerade deshalb die Wahrheit ächter Dichtergestaltungen, — die den Gedanken und seine Verkörperung so eng zur Einheit zusammenfassen, — nur um so höher, so wird auch wesentlich nur von Interesse sein, aus dem Leben des Dichters zu erfahren, wie er durch dasselbe seiner Dichtung den wahren Gehalt verschaffte oder mit andern Worten, wie er durch diesen ein Dichter wurde. Dabei wird es Freude und Genuß gewähren, zu beobachten, wie auch unser Dichter sein Ziel nicht ohne anstrengende Arbeit errang und wir werden mit gehobener Theilnahme in die Werkstatt seines Dichterberufes schauen.

Der Dichter Klaus Groth ward geboren am 24. April 1819 in Heide, dem Hauptflecken der Nordhälfte des Ländchens Ditmarschen. Ueber Ort und Landschaft finden sich lesenswerthe und zum genauen Verständniß der Klaus Grothschen Dichtungen nothwendige Nachrichten in Müllenhoffs Einleitung zur 6. Auflage des Quickborn. Seine Vorältern gehörten seit frühester Zeit dem freien dithmarschen Bauernstande an und vermuthet der Dichter, daß ein Urahn wegen seiner Körpergröße den Namen Groth (de Grot — der Große) erhalten haben möge. "En Geschicht vun min Vetter vær min Herzog" (Kiel 1864) beginnt:

"Ik heff en Vetter op min List,
De op "son Art" min Vetter is:
As Vetters wul sik drapen dot,
Wenn't vun desülwe Slag und Blot.
So heet ik eben drum Klaus Groth,
Wil dat ik to de Groten hör,
Un Hartwi Groth min Vatter weer."

Dieſer ſein Vater hatte einen kleinen Landbeſitz. Er hatte eigentlich das Müller- und Zimmergewerk gelernt; kam aber heim und faßte ſeines Vaters Beſitz an, nachdem auch die Mutter geſtorben war. Erſt ſpäter kaufte er eine Windmühle, deren Beſitz ihn, nahe ſeinen Fenſtern, ſchon lange gelockt hatte. Es herrſchte Wohlhabenheit und gänzliche Unabhängigkeit im älterlichen Hauſe. Einer ſo ſorgloſen und ungebundenen Kindheit verdankt unſer Klaus Groth Selbſtſtändigkeit der geiſtigen Entwicklung, des Characters wie ſeiner Anlagen, und vor Allem auch eine körperliche Geſundheit, die zähe genug war, unglaubliche Zumuthungen geiſtiger Anſtrengung zu ertragen. Hartwig Groth war ein erfahrener, allgemein geſuchter und geachteter Mann, der ſeinem Hausweſen mit Kraft und Güte vorzuſtehen wußte, die ſanfte und ſchöne Mutter unſeres Klaus waltete liebevoll neben dem Vater, noch drei Brüder und eine Schweſter erwuchſen neben dem Dichter und die ſtille und friedliebende Tante Chriſtine, des Vaters Schweſter, die Vermittlerin zwiſchen Allen, übte einen beſonders wohlthätigen Einfluß. Ihrem Andenken hat Klaus Groth in ſeinen "Hundert Blättern" (Hochdeutſcher Gedichte) vier Sonnette gewidmet. Der Obbe, der Großvater, vollendete den Kreis, der den kleinen Klaus vor allen Enkeln bevorzugte, ihn auf ſeinen Knieen wiegte, mit ſeiner großen ſilbernen Taſchenuhr ſpielen ließ und ihm wie nebenher das Leſen, Schreiben und beſonders das Rechnen beibrachte, wie denn ſpäter und verhältnißmäßig ſchon ſehr frühe auch Mathematik eine Zeit lang ſeinen maßloſen Fleiß faſt ganz in Anſpruch nahm. Daneben verlebte der Knabe die ganze milde Jahreszeit im Freien, ſchweifte auf Feld und Moor umher, mit früh geweckтem Sinn für die Natur, begleitete Großvater und Vater ins Feld, die ihm neben der Arbeit von den Helden alter und neuer Zeit erzählten, wie von den Siegen ſeines engeren Vaterlandes, deren Schlachtfelder in nächſter Nähe zu finden waren. Auch zwei innig geliebte Freunde hatte er: Johann und Theodor, mit denen er die Tage der Kindheit und der Jünglingsjahre theilte und die ihm ſtets theuer blieben. Nach-

barskinder waren es, deren Vorname auch uns genügen mag, um sie in den Werken des Dichters in Anklängen der Kindheit und reiferen Jugend wieder zu erkennen. Der genannte Johann ist jedoch in dem allbekannten Gedichte "Min Johann" nicht gemeint. Hier hatte er den über Alles geliebten Bruder Johann im Auge, der sich ihm später als liebevollster und aufopferndster Krankenpfleger erwies. Als die Gedichte des Sohns erschienen, las der Vater eine der ersten Recensionen beim Kaffee vor. Es war das Gedicht "Min Johann" in derselben als Probe mitgetheilt. Zufällig war der Freund Johann zugegen, jetzt ein etwas verlebter Mann der kältesten Prosa. Er ward glühend roth und eilte fort, — er hatte die Verse auf sich bezogen!

Mit außergewöhnlichem Eifer betrieb schon das Kind das Lernen, vor allen die genannten Lieblingsbeschäftigungen. Daneben verschlang er bald auch eine Menge Litteratur, darunter Coopers Romane. Er besuchte übrigens nur die Bürgerschule. Die s. g. Rectorschule, in welcher nebenbei auch etwas Latein und Französisch gelehrt wurde, war dem Vater zu theuer. Auch schien sie ihm, der nichts mehr, als Ueberhebung fürchtete, über seinen Stand hinauszugehen. In der Rectorschule war es endlich auch nicht erlaubt, die Kinder während der Sommermonate fehlen zu lassen, wo Klaus mit aufs Feld an die Arbeit mußte. Da hat er im Sonnenlicht Auge und Ohr vollgesogen in Gottes freier Welt, Abends vor der Thür gesessen, müde, hungrig wartend auf das schöne Mahl, Weisheit gehört vom Großvater, Kraft des Geistes und Körpers schätzen gelernt am Vater, freier Männer freie Gesinnung empfunden. Aber selbst bei den Erzählungen heldenhafter Vorzeit kamen unserm Knaben keine Heldengedanken. Er trug eine Mädchenseele in sich und konnte weinen, wenn er im Bette lag und draußen der Nachbar die Flöte blies.

Des Vaters ernste Weise lenkte den Knaben mit einem Blick des Vertrauens, ohne viel Ermahnen und Reden. Er kannte keinen Zweifel und überließ die Kinder selbstständiger Entwickelung. Strafe kannte er nicht. Er war das Bild

der größten Ruhe und des stillsten Friedens, wenn er Abends in der Thür seiner Mühle lehnte und über den stillen Ort sah, — diese markige Mannesgestalt mit den wunderbaren blauen Augen. Er wußte Wind und Wetter zu beobachten wie Keiner, wenn er seine stillen Bemerkungen am Himmel machte und dieselben mit den einfachen Erscheinungen der Erde verglich. Dabei war er ernst und ruhig. Er war in der ganzen Nachbarschaft der Rather und Helfer, außer Arzt und Prediger wurde Hartwig Groth zu jedem Sterbenden geholt und wenn er stille zu Hause kam und sagte: "De ward ok nich wedder!" so war man sicher, daß es eintraf. Er wirkte durch seine kraftvolle, ernste, ruhige Gegenwart. So stand er auch am Krankenlager seines Vaters, des Obbe, von welchem er in neun Wochen nicht aus den Kleidern kam, immer ruhig dabei aussah, alles mit geschickter Hand that, was sonst nur eine Wartsfrau zu thun vermochte. Und als der Obbe heimgegangen war, kam er Nachts an das Fenster des Sohnes Klaus, klopfte an und rief mit ernster Stimme: "Grotvader is nu dot!"

In seinem 16. Lebensjahre war Klaus Groth zu einem benachbarten Kirchspielvogt in Heide selbst gekommen, um ihm Schreibhülfe zu gewähren, Pässe und Wanderbücher zu visiren und die Haushaltsberechnungen seines unverheiratheten Principals aufzumachen. Bei vielfacher Muße, welche ihm diese wenigen Geschäfte übrig ließen, beginnt hier die ruhelose Arbeit, sich selbst fortzubilden, die nur selten durch die Unterweisung einer hülfreichen Lehrerhand unterstützt wird. Mit ihr reifte der freie Entschluß, sich zum Lehrer auszubilden. Er geht nach Tondern auf's Seminar, wo er die rastlosen Studien der Selbstbildung mit der ihm eigenen Ausdauer "in berauschendem Enthusiasmus" fortsetzt. Kaum hat er das Seminarexamen glänzend bestanden, als man ihn in die Stelle eines Lehrers an der Mädchenschule seines Geburts- und Heimathortes Heide zurückruft. Er kehrt wieder in's Vaterhaus zurück. Die Eindrücke und Erinnerungen der Kinderzeit werden neu belebt und gelangen gleichsam zum Verständniß

des gereiften Lebens. Der Verkehr im vielbelebten Vaterhause, — Streifereien in der Umgegend und bald längere, bald flüchtigere Besuche, besonders in dem Theil der Dithmarscher Landschaft, welcher im Gegensatz zu der üppigeren, aber einförmigen "Marsch" die "Geest" genannt wird, — der weiter vom Meer und höher gelegene Landestheil, — besonders nach Tillingstedt, dem in seinen Dichtungen oft und mit Vorliebe genannten Ort, — vermittelten des Landes und Volkes nähere Kenntniß, seiner Sitten und gesetzlichen Einrichtungen.

Ueber diese wichtige Periode sagt der Dichter: "Mein Vater hatte inzwischen die Windmühle gekauft, die unsern Fenstern gegenüber in einem Garten hübsch und malerisch lag. Ich hatte sie 1824 erbauen sehen, hatte dort manchen Tag gespielt. Jetzt hörte ich oft in der Nacht, wenn ich arbeitete, meinen Bruder mit schöner Stimme von dorther unsere Volkslieder singen. Das erweiterte Geschäft gab eine Reihe neuer Beziehungen und Verhältnisse zu Menschen und Dingen. Mein Bruder hatte in seiner stillen Weise eine eigenthümliche poetische Lebensanschauung in sich ausgebildet. Mit voller Sicherheit eines Mannes hatte er seinen Kreis beschränkt und suchte und fand in demselben Glück und Zufriedenheit. Er war heiter, humoristisch und fast keinen Mittag saßen wir, damals vier große Brüder und eine Schwester, bei dem Alten am Tisch, ohne daß eine Menge von drolligen Bemerkungen, Beobachtungen über Menschen, lebensvolle Mittheilungen aller Art unsere Mahlzeit zu einem Feste machten. Ich habe niemals wieder so klare gesunde Urtheile über Leute, so tiefe Blicke in ihr Treiben und Denken aussprechen hören wie damals. Ich habe gefunden, daß größere wissenschaftliche Bildung durchschnittlich wieder den Blick für die reale Welt trübt, eine Menge Vorurtheile entstehen läßt, namentlich den Stolz, der immer gleich mit den Dingen fertig ist, eine Ueberschätzung der Formen des Ausdrucks und Verkehrs, der darüber den Gehalt vergißt. — Ich war schon als Kind sehr gern bei den Geschwistern meiner Mutter zum Besuch gewesen. Der Unterschied zwischen "Marsch"

und "Geeſt" in unſerm Ländchen, der ſich ebenſo ſehr auf die Menſchen, als auf den Boden erſtreckt, — es iſt der Unterſchied von Alluvium und Diluvium, — weckte ſchon damals die Aufmerkſamkeit. Ich war am liebſten auf der Geeſt, in Tillingſtedt, wo drei Onkel von mir wohnten. Hier habe ich am Mühlbach, am Teich, im Schatten der Erlen die frohſten Spiele geſpielt, die heiterſten Träume geträumt. Aus Dank dafür ſpielen faſt alle meine erzählenden Gedichte in Tillingſtedt. Die Marſch hat wegen größeren Reichthums und Fruchtbarkeit einen vornehmeren Anſtrich. In einem Flecken in derſelben Entfernung nach Weſten, wie Tillingſtedt nach Oſten, wohnten zwei Onkel von mir. Dort war es mir faſt zu reichlich an allem Guten, ſelbſt die Pracht der Wieſen und Aecker, wenn das Grün wie empor quoll und die Blumen ſtrotzten, übermannte mich faſt. Dazu der unendliche Himmel, Deich und Meer und die großen Geſtalten, die davon ihr Gepräge bekommen."

Neben Muſik, Mathematik, Aeſthetik und ſonſtigen ſpeculativen Wiſſenſchaften, in die ſich der junge Mann ſchon jetzt vertiefte, war es beſonders auch das geſammte Reich der Natur, das unſern Dichter lebhaft anzog. "Meine Streifereien durch Moor und Marſch, durch Wald und Heide bekamen einen neuen Inhalt. Die lieben ſtummen Geſpielen meiner Kindheit wurden jetzt meine Vertrauten, wie zu alten Bekannten, deren Wohnungen Einem unvergeßlich ſind, wanderte ich über's Feld, um hier oder dort eine Blume zu holen. Mehr als je wurde mir jedes Fleckchen meiner theuren Heimath reich und lebendig. Mein Großvater war einmal an einem Abend, da ich als Knabe mit ihm auf dem Felde gearbeitet hatte — es war auf Duberheide, dem wildeſten Theil des Heider Moor's — mit mir an einen Platz gegangen, wo eine ſehr wohlriechende Blume in der Heide ſtehen ſollte. Ich hatte eine Handvoll Narthecium gepflückt, Nachtviolen, wie wir das niedliche gelbe Blümchen nannten. Wir fanden richtig die weiße Blume, über deren Wohlgeruch wir beide viel ſprachen und gewiß ſei es eine ſehr heilſame Pflanze und was dergleichen mehr. Später nun

habe ich an derselben Stelle nachgesucht, ich fand die Blume nicht, ich habe gesucht mit dem Eifer und der Trauer um einen verlorenen Schatz; ich wußte die Stelle auf den Raum einer Quadratruthe, die Blume schien vom Erdboden verschwunden. Erst nach Jahren fand ich sie weit davon in einem Walde. Ich fiel darüber her, wie über einen wiedergefundenen Liebling. Ich erkannte sie sogleich. Ich würde laut geweint haben, hätte ich nicht zufälljg an einen ähnlichen Vorfall gedacht, den Rousseau in seinen Confessions erzählt. Es kam mir wie eine Nachahmung vor und ich zwang deshalb meine Thränen. Die Blume war eine Orchis, Gymnadenia odoratissima. — Ich suchte die Pflanzen nicht als fremde Dinge. Sie waren mir eigentlich alle bekannt. Die Physiognomie des Moores, der Heide, des Wiesengrüns wurde durch sie bestimmt und gestaltet. Wo das Wollgras wuchs, die Wasserkolben, die graue Cineraria, dahin wagte sich nur vorsichtig der Fuß, um das Nest einer Grasmücke zu suchen. Die wohlriechenden Kräuter der trocknen Heideflächen hatten mich oft in der Mittagshitze umduftet. Was hatte nicht meine Zunge geschmeckt, den weichlichen Geschmack des Lindenbastes, wenn wir Flöten machten, den Zuckerstoff in den Kniegelenken der Gräser, die bittere Rinde der Ahlkirsche. Jetzt wanderte ich mit meinem Buche wie an der Hand eines Freundes, der mir alle alten Bekannten wieder zeigte, nach Art und Character beschrieb und sie hielten still und sie sträubten sich nicht und waren unverändert, ungealtert."

Im Jahr 1845 unternahm Klaus Groth eine größere Reise. Er besucht Berlin, Dresden, kommt durch Böhmen, den Main und Rhein hinunter, — doch wo er die Fremde kennen lernt, ist's doch dem mit ganzer Seele an dem engern geliebten Vaterlande hängenden Dichter, als solle er nur dieses noch mehr und mehr schätzen, enthusiastisch verehren und in lebhaftem Heimweh neu ersehnen lernen. Dieses ruft ihn zurück. Er kehrt zur Heimath und zu seinen geliebten Studien zurück. Er setzt sie bei drei und vierzig wöchentlichen Lehrstunden in umfänglichster Weise fort, bis er 1847 zusammen zu brechen

droht. Da erst wird ihm der Zweck allen Lernens und Wissens, das er bisher ohne practischen Plan, nur als Selbstzweck betrieben, klar. Er faßt den Entschluß zu werden, was er geworden, — ein Dichter seines Volks. Er geht mit dem still gehegten Plan dichterischen Schaffens in die Einsamkeit der Insel Fehmarn zu einem Freunde. Dort sucht und findet er zunächst Genesung, dann wohlberechnete Studien, die seine materiellen Mittel und Körperkräfte zu erschöpfen scheinen. Er schreibt bei dem Donner der Kanonen von dem nahen Kampfplatz für die Befreiung seines Vaterlandes seinen "Quickborn" und tritt im November 1852 mit ihm in die Oeffentlichkeit. Ein dreimonatliches Krankenlager ist die Folge solcher Anstrengungen. 1853 bringt ihn sein treuer Krankenpfleger, sein Bruder Johann, noch krank, nach Kiel. Dort lernt er im folgenden Jahre seinen gelehrten Freund und Helfer, den Professor Müllenhoff kennen, den Verfasser des Glossars zum Quickborn und der schon erwähnten Nachricht an den Leser als Einleitung zu demselben Dichterwerk. 1855 weilt unser Dichter am Rhein, wird 1856 Ehrendoctor der Bonner Universität auf Dahlmanns Vorschlag und einstimmischen Beschluß der Facultät und lebt seit 1857 in seiner academischen Wirksamkeit in Kiel, wo er vor wohlbesetztem Auditorium Vorlesungen über deutsche Litteratur liest. Bei seinem Scheiden aus Heide, wo ihn die Liebe zu seiner Familie und — zu einem jungen Mädchen zurückgehalten hatte, mußte er diese letztere Neigung, — die näheren Verhältnisse und Gründe sind unbekannt, — bekämpfen. In Kiel verheirathete er sich mit einer Bremenserin, die ihn mit zwei kräftigen Knaben beschenkte. Den wiederholten Angriffen auf seine Gesundheit weiß die zähe Natur unseres Dithmarscher Sängers siegreich zu widerstehen.

Summarisch nur mögen die Studien, an denen sich der staunenswerthe Fleiß des Dichters bethätigte, angedeutet werden. Mit Recht suchte er selbst den Schwerpunkt seines Lebens in ihnen. Denn wissenswerthe Vorgänge hat sein Leben nicht aufzuführen und er hatte Recht, wenn er noch vor wenigen Jahren auf Anfrage nach den Erlebnissen seiner Tage erwiedete,

er habe nichts Wissenswerthes erlebt. Aber von der Zähigkeit und Beharrlichkeit seines Characters, wie seines Körpers, giebt die Energie Kunde, mit welcher er seine Selbstbelehrungen betrieb. Von einer vortrefflichen Handschrift, die er sich anzueignen wußte, kam er auf Rechtschreibung, Grammatik, Stilübung, von der Geistesübung an synnonymen Begriffen auf Psychologie nach dem geschriebenen Heft eines unterweisenden Freundes, welches er, um sich wach zu halten, in einen Birnbaum gestiegen, durchdachte. Er lernte dann practisch und theoretisch Musik, machte Sprachstudien, alte und neue Sprachen wurden ihm allmählich bekannt, — er kam auf tiefere grammatische Forschungen der Sprachentstehung und Topik, benutzte die leidenschaftlich betriebene Mathematik bei naturwissenschaftlichen Studien der Astronomie, Chemie und Mechanik und knüpfte endlich wieder an speculative Studien an. Daneben sah er sich in mancherlei Litteraturen um, vornehmlich in der Englischen. In Heide, in Tondern und dann wiederum in Heide, sowie endlich auf Femarn arbeitete er aber auch in der Regel von früh 4 Uhr, wo er sich an einem um den Arm geschlungenen Band durch's Fenster wecken ließ, bis Abends 10 Uhr.

Als das Erscheinen des Quickborn im November 1852 uns wie mit einem Schlage den fertigen Dichter vorführte, der mit so entschiedenem Beifall aufgenommen wurde, daß die erste Auflage schon nach wenigen Wochen vergriffen war, ahnte Niemand, daß er mit jenen Dichtungen das Resultat einer selbsterrungenen eigensten Bildung empfing, wie es vielleicht kein Dichterleben in gleicher Weise aufzuzeigen hat. Das ganze Leben des Dichters weist auf ein unwillkürliches Heranreifen zu diesem Ziele hin. Er ging bis wenige Jahre vor dem Erscheinen des Quickborn, von Kindheit an den Heißhunger nach förderndem Wissen in fast fieberhafter Erregung und mit der ganzen Ausdauer seiner Natur stillend, dahin, ohne sich selbst des Ausgangs dieser Studien auch nur bewußt zu werden. Sein Vaterland, an dem er mit ganzer Seele hing, der Ort seiner Geburt, seiner Erziehung, seiner Fortbildung, seines Umgangs, die Eigenthümlichkeit dieses Landes und seiner Be-

wohner und ihrer Sitten, näher noch das Vaterhaus, der Vater selbst, die Geschwister, Verwandte und Gespielen, die sorglose Unabhängigkeit und Freiheit seiner Kinderjahre, die ihm alle Sinne feinster Beobachtung öffnete, natürliche Anlage und unermüdliche Kraft, — die ganze Art und Weise seines allmähligen Heranreifens, bis er das Gefäß seiner Fassungskraft, bis zum Rande gefüllt, bereit hielt, — das Alles gab ihm Inhalt und Richtung, bis er, wie von selbst, den Entschluß seines Berufs faßte, zu dem er bestimmt schien, nicht nur ein Dichter, sondern ein Dichter seines Volks in der ihm eigenen Sprache zu werden. Der Gehalt solcher Dichtung war nach dem Allen im vollen Maß vorhanden und der vorgebildeten Neigung und Fähigkeit erreichbar. Die innigste Liebe zu seinem Vaterland und dieses selbst in Land und Leuten war als bereitestes Object leicht gefunden, — nicht völlig so leicht und sicher die doch anscheinend zu solchem Werk vorbestimmte Sprache. Schien sie doch, halb heimische Poesie, einen Theil des Gehalts in sich zu tragen. Doch so leicht sie in dieser Rücksicht die Einheit eines sprachlichen Kunstwerks zu vermitteln geeignet schien, so war doch die niederdeutsche Schwester lange, lange gegen das Hochdeutsche vernachlässigt worden. Sie mußte aus dem Schlaf der Erstarrung ihres Lebens, in welchen sie seit Jahrhunderten versunken war, wieder erweckt werden. Sie lebte nur ein Traumleben, ihr fehlte das sichere und wache Bewußtsein der Schrift. Sie war danach nicht mehr die fertige Form tieferen ethischen Gehalts. Hatten Voß, Bornemann, Bärmann, Sophie Dethleffs u. A. in ihr gedichtet, so mochten sie allerdings im burlesken Ton schon glücklich gewesen sein, im übrigen zeigten sie dem Dichter nur, wie er's nicht zu machen habe. Erwägt man das, so scheint es nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, Klaus Groth schuf sich auch erst das Gewand seiner Dichtung in der für seine volksthümliche Weise nöthigen Eigenthümlichkeit. So verfuhr er, ein ächter Sohn des Dithmarscher Volksstammes, zur Verherrlichung gerade dieses seines engeren Vaterlandes, fest überzeugt, daß wahre Liebe und Treue im deutschen Lande nur in der Liebe zur engern

Heimath erwachsen und gedeihen könne. Aus seiner Dichtung weht uns grunddeutsches Wesen in urwüchsiger Kraft an, aus Gehalt und Sprache eines Volksstammes, der in jahrhundertlangem Kampf Freiheit und Eigenthümlichkeit bewahrt hatte und er errang damit seiner Poesie den wahren, gesunden und deutsch nationalen Zug, der eben der ächteste Grundton aller Poesie bleibt und der dem deutschen Dichter unserer Zeit vor Allem gut steht, einer "Nationallitteratur" gegenüber, die in aller Herren Länder zu Hause ist, selten im eignen und die, statt deutsches Glück und deutsche Liebe zu hegen und zu pflegen mit stolzem Gefühl, nur zu oft seine Tüchtigkeit und Kraft dem National-Fremden und Feindlichen in die Arme wirft.

Klaus Groth, von früh auf gewohnt, sich selbst zu gestalten, bereitete sich zu so ernstem Beginnen planmäßig vor. Er studirte auf Grund glücklicher Beobachtungsgabe und errungener tieferer Sprachkenntnisse die Sprache seines Volks, — nicht nur Ausdruck und Wendung, vor allem die Geschichte der Sprache, die er namentlich in der Reinheit richtiger Satzfügung herzustellen bestrebt war. Erst nach vielfacher Vorübung, wozu die Kenntniß hochdeutscher Sprache und Litteratur Vermittlerin wurde, erlangte er die Fähigkeit, die plattdeutsche Sprache in ihrer eigenthümlichen Verwendung für die mannigfachsten Töne menschlicher Gefühle in gebundener Rede ernster Poesie zu verwenden. Ebenso hatte er schon bei Gelegenheit botanischer und sonstiger naturwissenschaftlicher Arbeiten den Sprachschatz des Niederdeutschen in unglaublicher Ausdehnung sich angeeignet, indem er stets die entsprechenden Ausdrücke des letzteren suchte und sammelte. Daher der große Reichthum seiner Sprache.*) Bemerkenswerth ist es, daß er seine Vor-

*) Max Müller in seinen berühmten Lectures on the Science of language führt nach Vorgang Anderer als Maßstab des geistigen Reichthums eines Schriftstellers seinen Wortvorrath in Zahlen auf. Man zähle einmal mit Hülfe des Müllenhoff'schen Glossars den Sprachreichthum Klaus Groth's und vergesse um Alles nicht die Erweiterungen desselben in zwei Bänden: Vertelln. — Das Diplom der Bonner Facultät nennt unsern Dichter einen Mann: "qui carminibus suis linguae in Germania inferiore

übungen zum Quickborn an hochdeutschen Gedichten machte, — eine Auslese, nicht eben das Beste, sind die "hundert Blätter" hochdeutscher Gedichte, — um sich Gewandtheit der Form zu erwerben. Dann ward es ihm schwer, sich von der hochdeutschen Form und Sprachbildung wieder los zu machen. Er erlangte das, indem er sich indifferente, ganz fremde Stoffe, zunächst wählte. Dabei kam ihm seine Kenntniß des Burns, eines verwandten Dichtergenius zu Hülfe. Er übersetzte beispielsweise den Tam o Shanter zur Hälfte und als er die nöthige Freiheit der Form erlangt hatte, — übertrug er das Ganze auf Dithmarscher Grund und Boden und bearbeitete die letzte Hälfte des Gedichts in eigener Weise.

So entstanden die Dichtungen des Quickborn, die unser Dichter nach ihrem volksthümlichen Gehalt so reich zu gestalten wußte, daß er nach allen Seiten hin die Fähigkeit der Sprache ausbeutete, — für den nächstgelegenen Ton des Humors und der Burleske zuletzt, — er hätte ihn bei dem überwiegenden Ernst seines dichterischen Vorsatzes, die Tüchtigkeit, Kraft und Tiefe seines Volksstamms aufzufassen, beirren können. Darum sind auch die humoristischen Dichtungen des Quickborn an dessen Schluß gerückt.

Gehen wir zur Characteristik der Werke des Dichters über.

Alle poetischen Gestaltungen desselben geben in Miniaturbildern von größerem oder kleinerem Umfang eine Verherrlichung der Heimath, wie sie in Natur und Menschenleben nicht mit treffenderen und — was die Hauptsache ist, — nicht mit liebevolleren Farben geschildert werden kann. Sie sind einfach wie Land und Sitte selbst, aber groß in der Wahrheit des liebenden Kinderauges, das sie in lebendiger Frische faßte und rückstrahlte. "Alles spiegelt die verschlossene, lakonische, stumme Innigkeit mehr des Gemüths, als der Anschauung, mehr

---

vernaculae fontem reclusit atque ingenio, arte, eruditione patrii sermonis quasi pomerium protulit." Dahlmann, wie schon bemerkt, beantragte das Diplom, welches Welcker, Jahn, Simrock, Nitzsch und Brandis mit votirten und zeichneten.

lyrisch als plastisch, eine Darstellung, wie sie den germanischen und nordischen Volksstämmen eigen ist. Da ist nicht eine ausgesuchte Schönheit von Gegenden, Naturerscheinungen und Gegenständen, welche Touristen und empfindsame Reisende mit wählerischem Sinne beschreiben und allein des Namens, der Schönheit und der Beschreibung werth erachten. Es ist die eine, ewige Natur, welche gerade in ihren allgemeinen Gestalten und Gaben allen Gegenden der Erde gemeinsam, — so reichlich und neidlos das Beste und Höchste darbietet, um das Gemüth zu befreien, zu erregen und zu erheben."

"Der Tag geht zur Ruhe, der Thau fällt auf das Gras, der Abend, still und dumpf und brütend warm zieht über das Feld. Zu Füßen rollt die See, die Sonne röthet die Wolken, in weite Fernen schweift der Blick über Ebnen und Heide. Wenn da die See ihr Abendlied singt und die Nacht die Ebene bis ins Unendliche weitet, wird dem Menschen so klein zu Muth, das Herz fühlt sich so einsam und eng.

Da liegt das braune Moor mit dem weißen Wollgras, so weich wie Seide, so rein wie Schnee, wo der Storch einherschreitet, der Frosch im Ried singt, der Fuchs braut und die Wachtel ruft. Kein Baum steht im Sumpf, alles ist einförmig braun, aber darüber steht doch die Sonne, welche die Wolken gelb und goldig färbt.

Ruhig und weithin erstreckt sich die Heide, in Fernen wie sie nur das Auge erreichen kann, von den Strahlen der Sonne geröthet, mit dem Himmel in Eins zusammenlaufend. Und am Abend steht der Mond über Moor und Heide, über Wald und Bäumen so glanzvoll am Himmel. Silberglatt ist die See, blau und milde (blid), wie der Himmel über ihr, tief und weit; in der Ferne ziehen Schiffe ihren Weg oder näher ein Fischerboot. Die Fluth hat ihre Stunde, in der sie kommt und geht, sie spühlt und spühlt, reißt Steine und Pfähle fort und unterwühlt das Land. Ueber der See der unendliche Himmel und in der Ferne unabsehbar das Meer, welches der Horizont schließt. Und wenn die Fluth wogt und sich heranwälzt, erscheint sie wie ein blühendes Weizenfeld. Die Wogen kommen

heran und drängen einander, so weit das Auge reicht, den ganzen Deich entlang, gegen den Steinwall donnernd, daß das Herz im Leibe erbebt, die Erde dröhnt, der Damm erzittert. In Streifen fliegt der weiße Schaum, hoch darüber flötet der Regenpfeifer, die Möwen lachen, Kibitze schreien und schelten, die Kinder spielen am Strande, im Schlick die Vögel und die Schafe weiden im Außendeich.

— — Die Primeln brechen mit ihren Knospen aus dem trockenen Reisig hervor, wo die Schlangen liegen und die Ameisen wie Soldaten spielen. Die Vögel singen im Apfelbaum und im Walde, erzählen sich wundersame Geschichten von ihren Feinden, vom schönen Gehölz und Karrelblumen, ja vom fernen Italien, sie singen so schön Alles, was in ihrem Innern lebt, sie weinen auch und sprechen die tiefe Wehmuth aus, die über alle irdischen Creaturen ausgebreitet ist. Sie offenbaren in ihrem Gesange das tiefe Geheimniß des irdischen Daseins in Lust und Schmerz, aber nur verständlich für den, der ihre Sprache versteht. Und in dem Garten stehn Fruchtbaum und Strauch, Levkojen und Rosen. Wie wunderschön ist der enge Garten, der Weg am Zaun, der Platz vor der Thür mit Linden und Kastanien. An den Garten mit dem Bienenhofe stößt die Wiese und an die Wiese das Holz, das bis an den Apfelhof reicht. Da ist der Spielplatz im grünen Grase für die Kinder. Da erzählen sie sich Geschichten und süße Mährchen. Und im Walde duften so schön Moos und Ranken und Kräuter. Da rasselt es in den Blättern. So grün duftet der Wald, Busch und Brock, Schleedorn und Krattbusch, wo die Quelle rauscht und die Drossel schlägt. So schön und lustig ist im Sommer der Wald, daß wir den Mann beneiden, der im Grünen wohnte, der ohne Schüssel und Tasse, ohne Topf und Pfanne Wasser trank, wo er es fand, Kirschen pflückte, wo sie standen, Aepfel vom Baume riß und ein Bett von Blumen hatte, wo ihm Abends die Vögel über dem Kopfe sangen und Morgens ihn weckten. Ja, wir zürnen dem närrischen Mann, daß er das Grübeln anfing und wir nun in Häusern wohnen müssen!

Und dann die prächtigen, wohlgehaltenen, in Farben schimmernden Bauerhäuser, mit breiten Gräben umgeben, die Pumpe vor der Thür, die Blumengärten vor den Fenstern mit weißgrünen Staketen. Auch die Linde fehlt nicht, wo am Abend die Nachbarn zusammen kommen und sich erzählen von den Begebenheiten des Tages, von dem Laufe und dem Wechsel und von den ewig unergründlichen Wundern der Menschenherzen. Und die Pracht der wogenden Kornfelder und der wohlgenährten Heerden weckt das warme Gefühl der Sorgenfreiheit, des Behagens, des Reichthums der Bewohner.

Und in diese stille, reiche Herrlichkeit hinein ertönt, um die Menschen an die Kleinheit zu erinnern und zur Demuth zu ermahnen, die majestätische, erschütternde Stimme Dessen, der Himmel und Erde in seiner Hand trägt. Die Luft wird brütend schwül, am Himmel Alles schwarz, die Fliegen stechen, die Wolken hangen hernieder, von ferne grollt der Donner. Dann erhebt sich der Wind, die Hagel tanzen, die Frösche hüpfen, der Regen breitet einen Flor über die ganze Gegend, durch welchen selbst die rothen Kühe grau erscheinen, wie wenn der Knabe die Gegenstände durch ein Sieb ansieht. Es ist ein Getöse, als wenn sich Meer und Himmel etwas erzählen. Da hat der Herrgott das Reich allein und wenn er spricht, wenn Gott im Himmel ein Machtwort spricht, da muß der Mensch schweigen. Wer wollte da lachen, laut reden, mit dem Finger nach dem Blitze zeigen? Er ist zu groß für einen Menschenfinger. Der Mensch darf nicht mit Händen nach dem Himmel zeigen, denn er ist zu hoch für unsern Arm. Aber das jetzige Geschlecht fängt an, anders zu werden und hat nicht mehr Scheu vor der Größe Gottes in der Natur, die Furcht ist weg, aber dafür ist Angst an die Stelle getreten.

Das ist des Dichters Heimathsland. Ist es schön zu nennen? Die ewige und wesentliche Schönheit und Herrlichkeit der Natur bewährt aller Orten ihre Kraft auf das menschliche Gemüth in Marsch und Geest, in Heide und Wald, im Binnenlande und am Meer, in der Ebene und auf den Bergen, im Norden wie im Süden. Unsere Dichtung singt die eigen-

thümliche Schönheit ihres Heimathlandes. Irdiſche Dinge, ſie alle, ſo viele da ſind, haben das Maaß ihres Werthes und ihrer Schönheit in der Beziehung auf den Menſchen, dem ſie angehören, der ihnen angehört. Land und Leute ſtehen in immer nothwendiger Beziehung zu einander. Die Menſchen ſind, was und wie ſie ſind, auch durch das Land und den Boden, auf welchem ſie ſtehen, durch das Meer, an welchem ſie wohnen. Alles gehört zu ihrer Art und Eigenthümlichkeit. Nirgends iſt dem Menſchen, welcher aus dem Ganzen und Vollen einer in ſich feſten innern Einheit des Empfindens und Anſchauens athmet und lebt, die Natur ſo ſchön, wie in der Heimath, wo Land und Boden, Luft und Himmel ein unzertrennlicher Beſtandtheil ſeiner menſchlichen Eigenthümlichkeit iſt. Darum ſehnt ſich ſelbſt der Halligbewohner, welcher alle Zonen der Erde geſehen hat, wieder zurück in ſein dürftiges, gefahrumgebenes Eiland. Denn nicht allein der Gegenſtand für ſich iſt in Rechnung zu bringen, ſondern auch das liebevolle und eigenthümlich geſchärfte Auge, mit dem es geſchaut, das aufgeſchloſſene und bewegte Herz, mit welchem es geliebt wird. Die Jugend allein iſt die ganze, volle, ungetheilte Menſchennatur. Alle ſpäteren Lebensalter, ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden, entwickeln nur einen Theil der im Menſchen angelegten Organe und Kräfte und laſſen die volle unzerſplitterte Einheit derſelben nicht zur vollen Geſtaltung und Wirkung kommen. Darin liegt die für das ganze Leben unerſetzliche Bedeutung der Jugendeindrücke. Die Geſtalt, in welcher die Natur dem Menſchen in der Jugend, wo die Seele ſich als volle unzerſplitterte Einheit ohne die ſondernde und vereinzelnde Thätigkeit der Reflexion zu erſchließen beginnt, entgegentritt, iſt die volle und integre, welche mit der Gewalt des ungetheilten Ganzen in das Innerſte der Seele einfließt und von ihr als Ganzes aufgenommen, angeſchaut und empfunden wird. Eine ſolche Einwirkung der Natur iſt in ſpäteren Lebensaltern völlig unmöglich und daher unerſetzlich. Darin liegt die unverwüſtliche Kraft des Heimathsgefühls, eine der tiefſten und unvertilgbaren Stimmungen der Seele. Der land-

schaftliche Blick, der künstlerische Sinn für die Schönheiten der Natur, die wissenschaftliche Uebung des Auges für die Eigenthümlichkeiten der Natur, ihre Kräfte, Wirkungen und Erscheinungen wird durch Bildung gewonnen, verstärkt und erweitert. Hier ist mehr Umfang, Klarheit der Anschauung, Unbefangenheit, Objectivität; aber alles Dies ist etwas ganz Anderes, als der Naturſinn, der mit dem Heimathsgefühl verbunden, in sich bestimmt und beschränkt, aber von einer unendlichen, einzigen und unersetzlichen Intensivität der Empfindung und gemüthlichen Anschauung die lebendige Wurzel auch der künstlerischen Naturanschauung ist." *)

In einer so frischen, innigen und ursprünglichen, kindlich frommen und naiven Anschauung ist die Eigenthümlichkeit der volksthümlichen Dichtung und so auch unseres Dichters begründet. Für sie wußte er das Auge des Kindes wieder zu öffnen und er schaute und empfand mit den frischen Sinnen und Regungen eines Kindes, und was er geschaut und empfunden, sang er in den Lauten einer still glücklichen Kindesseele. Es ist, als trüge ihn der Ton der Sehnsucht in die entschwundenen ersten Tage seines Lebens zurück, wenn er singt:

Ik wull, wi weern noch kleen, Jehann,
Do weer de Welt so grot!
Wi seten op den Steen, Jehann,
Weest noch? bi Nawers Sot.
An Hęben (Himmel) seil (segelte) de stille Maan,
Wi segen, wa (wie) he leep,
Un snacken, wa de Himmel hoch
Un wa de Sot wul (wohl) deep.

Da erwachen denn auch die Worte der Wartsfrau wieder in ihm, die im Volkston vortrefflich gehaltenen Worte:

Still, min Hanne, hör mi to,
Lüttje Müse pipt in't Stroh,

*) Altonaer Merkur. 1858. No. 39 u. ff.

Lüttje Vageln ſlapt in' Bom,
Röhrt de Flünk (Flügel) un pipt in' Drom.

Still, min Hanne, hör mi an!
Buten (draußen) geit de böſe Mann,
Baben (droben) geit de ſtille Maan,
"Kind, wull (wer) hett dat Schrigen dan?"

Auch Dönchen und Kindergeſchichten aller Art werden laut. Er ſingt von der Prinzeſſin:

Dar weer en Prinzeſſin, de ſeet in en Buer (Bauer),
Harr Haar as en Gold un ſeet jümmer un lur (lauerte),
Do keem mal en Prinz un de hal er herut
Un he war de König und ſe war de Brut.

Ein wahres Muſterſtück dieſer volksthümlichen Art iſt das berühmte "Matten Haſ'," das jedes Kinderbuch aufweiſt, und ebenſo das characteriſtiſche: "Aanten in't Water," das die einfachſten Naturlaute zu volksthümlichem Reimklang zu verbinden ſcheint.

Aanten in't Water,
Wat vern Geſnater!
Aanten in' Dik,
Wat vern Muſik!

De Wart (Enterich) is wat heeſch (heiſer). Wat wat wat ſchüll wi eten?
Murt (Moraſt), inne Murt, inne Grund is dat Fett!
Höja! de graue ſangt lut an to reden:
Quark un warm Water! un alle ropt mit.

Aber nicht Mährchen und Töne der Thierwelt nur tönen im Kinderleben, — ſieh da, der Trödeljude läuft durchs Dorf und wird von den Kindern gehänſelt:

Luerlüttje (ganz kleiner) Kaneeljud!
Wa (wie) ſüht he verdweer (verkehrt) ut!
Hangt Band ut, hangt Trand (Tand) ut,
Handelt aller allerhand Grandgut (kleiner Kram).

Isak, is dat Schipp kam?
Is min Sęwel mit kam?
Krieg'k en Wagen, krieg'k en Popp,
Krieg'k min Hot mit Feddern op?

und der Jude antwortet:

"Kinner, noch nich!
Tokum Johr kumt't vellicht!
Dat Water weer dick worn,
Mät teeb'n (warten) bet de Glicksorn!"

Ein Meisterstück, auch sprachlich, ist das Volkslied "Min Annamebder":

Ei, du lüttje Flasskopp,
Ik fręt di vær Leev op!
Wat hest du værn Pusbacken,
Noch söter as Twebacken!
Ei, du lüttje Flasskopp,
Ik fręt di noch op!

Ei, du lüttje Wisfnut,
Wa börst (schiltst) du din Hans ut?
De Tung geit as en Lammersteert,
Din Hans is keen Dreelnk weerth.
Ei, du lüttje Wisfnut,
Wa schellst du mi ut!

Ei, du lüttje Witt-Tähn,
Wat mag'k di geern dull sehn!
Wa se plætert as en Kaffemæl,
Wa se klætert as en Möserstæl!
Ei, du lüttje Witt-Tähn,
Wa mag'k di geern sehn!

"Der Weihnachtsabend" enthält schon tieferen lyrischen Gehalt. Wir entnehmen daraus die schöne Sentenz:

De Tid geit rascher as en Drom;
Erst kriegt wi fülm en Wihnachtsbom,

Denn kamt uns Kinner an de Reg, —
Denn ſitt Grotmoder bi de Weeg.

Unmittelbar daran ſchließen ſich die rein lyriſchen Liedesergüſſe, die man in dieſer wohllautenden Unmittelbarkeit des Gefühls in der Form plattdeutſcher Sprache bis dahin kaum für möglich gehalten. Sie ſind in der Reinheit der Form und im innigen Einklang des Gehalts auch bis heute unerreicht. Rechnen wir dahin vor allen das ſchon mitgetheilte "Min Jehann," ſo wollen wir hier doch zweie dieſer berühmten und claſſiſchen Lieder ganz mittheilen, in denen ſich die tiefſte und wärmſte Verwendung der niederdeutſchen Sprache recht deutlich kund giebt. Neben dem allbekannten: "He ſä mi ſo veel" finden wir: "Min Anna is en Roſ' ſo roth," mit ſeinem Anklang an das Burnsſche Lied:

Min Anna is en Roſ' ſo roth,
Min Anna is min Blom.
Min Anna is en Swölk (Schwalbe) to Fot,
Min Anna is as Melk und Blot,
As Appel oppen Bom.

De Vullmach (Schulze) hett en Appelgarn,
Un Roſen inne Strat (Beet);
De Vullmach kann ſin Roſen wahrn,
De Vullmach kann ſin Appeln arn (ernten):
Min Anna is min Staat!

Se is min Staat, ſe is min Freid
Un allens alltomal,
Un wenn de Wind de Roſen weiht
Un wenn de Wind de Appeln ſleit:
Se fallt mi nich hendal.

Se fallt ni af, ſe fallt ni hin,
Se hett ſon friſchen Moth;
So blöht min Hart, ſo blöht min Sinn,
Min Anna blüft de Blom derin
Bet an min ſeli Dod.

Föf mal!

Se is doch de ſtillſte vun alle to Kark!
Se is doch de ſchönſte vun alle to Mark!
So weekli, ſo bleekli, un de Ogen ſo goot,
So blau as en Heben un deep as en Sot.

Wer kikt wull in't Water, un denkt ni ſin Deel?
Wer kikt wull na'n Himmel un wünſcht ſik ni vel?
Wer ſüht er in Ogen, ſo blau un ſo fram
Un denkt ni an Engeln un allerhand Kram!

Und neben ſo naiven Tönen, wie ſchön und voll lauten die Klänge der Trauer aus der Sprache des Dichters, gleich Glockentönen, die übers Meer getragen werden:

Wat weenſt du di de Ogen blank?
Segg an, wa deit di weh?
Is Vader krank, is Moder krank?
Is Broder ut to See?

oder es deckt der kühle Abend ſeinen Frieden über die müde Welt, eingewiegt von dem Liede des Dichters:

De Welt is rein ſo ſachen (ſtille),
As leeg ſe deep in' Drom,
Man hört ni ween'n noch lachen,
Se's liſen (leiſe) as en Bom.
— — — — — — — —
Man hört dat Veh in't Graſen
Un Allens is in Fred,
Sogar en ſchüchtern Haſen
Sleep mi vær de Föt.

Da's wull de Himmelsfreden
Ahn Larm un Strit un Spott,
Dat is en Tid tu'm Beden —
Hör mi! du frame Gott!

Wir erwähnten oben der Erzählungen, die der Dichter als Knabe aus dem Munde des Obbe und des Vaters hörte. Sie sind wohl zum Theil in den Abschnitten: "Wat sik dat Volk vertellt" und "Ut de oll Krönk" enthalten. Erstere sind alte Volkssagen, — meist grausige Geschichten, — letztere behandeln geschichtliche Ereignisse in wohlgetroffenem Baladenton. "De letzte Feide" (Fehde) giebt die Unterwerfung der Dithmarschen unter einen Herrn, dem sie den Eid leisten am 20. Juni 1559:

Nich en Wort war hört, nich en Stimm, nich en Lut,
Se stunn' as de Schap oppe Weid,
Se stunn' as de Rest vun en dalslan Holt (eines gefällten Waldes),
To Föten de Trümmer vun Heid.

Einen traulichen Einblick in das Familienleben des Volks gewähren die Familienbilder, welche vornehmlich Züge des elterlichen Hauses und seiner Bewohner geben. Der Obbe, der, zur Arbeit zu schwach, den ersten Unterricht des Knaben übernimmt, geht mit ihm aufs Feld und bringt sich während eines Gewitters mit ihm und dem Nachbar Springer in einer Feldhütte unter. Der Alte unterbricht das Gespräch mit den kräftig schildernden Worten:

Wa dröhnt dat langs de Höchden, —
Un murrt un knurrt vun Westen gegen an,
As wenn sik Haff (Meer) un Heben wat vertelln
Un wulln mal hörn, weckeen de deepste Baß harr.

Im "Sonntagsmorgen" sehn wir die schöne, rasche Mutter des Knaben vor der Thür mit der Nachbarin im Gespräch, während sie die Spinnwebe von den Fenstern "ult" d. h. mit der Handeule abfegt. Sie spricht von dem Heinrich, der den kleinen Klaus bedeutet und mit dem Obbe drinnen ist. Die Nachbarin sieht durch den Spalt der nur angelehnten Thür. Auch die Mutter lauscht, wir sehn der Nachbarin über die Schulter:

Dar seet de Ol, de Been verkrüz (kreuzweise) an Abend (Ofen),
De Nachmütz keek (guckte) man eben ut den Lehnstohl, —

Und heel dat Bok, dat jüs de Sünn drop ſchin.
Sin Enkel ſtunn mit beide Arms opt Lehnelſch (Lehne)
Un keek mit in un ſeeg em æwer de Schuller.
De Ol weer ganz verdeept und röhr de Lippen
Un jag de Flegen dann un wann runt Bok;
Nieſchiri folg de Jung dat mit de Ogen
Un mak de Hals ſo lang, as wull he't ęten.
De Sünnſchin full em op ſin blanke Back
Un ſpęl as Gold em in de gęlen Haar.

woran der Dichter das betreffende Gleichniß knüpft:

So ſteit in't Holt en Martjen (Marienblümchen) bi en Stubben (Baumſtumpf):
Op beide fallt de Sünn un beide drömt,
Bun' Luſt un Glück de Een, vun Dod de Anner.

Sie werden vom Vater, — dem Breiten mit den Pockennarben, wie ihn der Dichter bezeichnet, — unterbrochen, der mit dem Hausfreund eintritt. Es entſpinnt ſich ein längeres Geſpräch über das Auswandern, das der Obbe mit erhebenden Worten über Liebe und Treue für's Vaterland und die Heimath endet. Der Pockennarbige wird gerührt, — er ſetzt den Kaffe, den er trank, einſtweilen ab, puſtet verlegen in die Untertaſſe und, die Kaffetropfen noch in den Pockennarben, faßt er dann den Alten mit der einen Hand, während er die andere dem Knaben aufs Haupt legt.

So ſtunn' ſe dar, as weert en Kleewerdree (Kleeblatt),
De ſülwe Art und Snitt, de ſülwe Slach,
Un doch ſo unlik as vun Harſt tum Fröhjahr,
De ſtille witte Winter twiſchen Beide.

Ein ſchöneres Monument kann ein Sohn dem Vater nicht ſetzen, als der Dichter es in den Worten gethan, die er dem Vater in dieſem Gedicht in den Mund legt:

Un doch is mi am glücklichſten to Mod,
Wenn'k Dag an Dag ſo rech de Glieder bruk,
De ganze Węk in't Wirken un alleen,

Un as en Mælenperd in't ſülwe Spor
Un Eenerlei, as Værjahrs bi den Törf.
Denn gat de Been und Arm ęrn egen Gang
Ue de Gedanken ſtill un ſach ęrn annern.
De ſtrid ſik nie, dat Hart is ſo geſund,
Un dat Gewęten röhrt ſik nich in Boſſen.
Man weet, wat Rech un Pflich is, ahn to gruweln,
Un wat man ſchall un mutt, al wenn man opſteit,
Un Abends is man recht vun Harten möd,
Dat Ęten ſmeckt, de Stunn de glid der hin,
Un mit de Sünn, ſo ſachen op un dal,
Stiggt Een de Kraft und Luſt und ſackt to Rau,
Un mit de ganze Welt is man in Fręden;
Ik nöm mi dat de Seel- un Arbeitsruh.

So ſchön auch dieſe idylliſchen Klänge ſind, ſo ſtehn uns doch die auf gleichem Boden erwachſenen größeren Erzählungen des Quickborn noch höher. Sie vereinigen mit ſolchen Schilderungen noch den oft ſehr originell gegebenen Inhalt der kleinen ländlichen Romane. Vor allen iſt "Peter Kunrad" hier zu nennen, von dem der Dichter wohl ſcherzweiſe zu ſagen pflegt, er habe angeſtanden, die Geſchichte in einem dreibändigen Romane zu bearbeiten. Ebendahin gehört "Hanne ut Frankrik" un "Peter Plumm." Vor allen aber obenan ſteht: "Ut de Marſch," zunächſt abgedruckt im erſten Band der "Vertelln," demnächſt in den Quickborn aufgenommen. Die Art und Weiſe, wie der Dichter die Erzählung in drei größeren Bildern hinſtellt und dem Leſer die Vereinigung derſelben zu einem überaus rührenden Ganzen überläßt, iſt ſo neu als künſtleriſch ſchön in der Ausführung. Dieſe Erzählungen, namentlich die letztgenannte, erachtet man mit Recht dem Beſten gleich, welches unſere geſammte Litteratur in dieſem Genre aufzuweiſen hat. Man könnte ſie, ohne gerade ſpecielle Anknüpfungspunkte eines Vergleichs zu finden, nur dem Goetheſchen Meiſterwerk: "Hermann und Dorothee" an die Seite ſetzen. Aus dem erſten Bilde des "Ut de Marſch" ſei es uns erlaubt, eine Situation, —

ein Pröbchen der bis ins Einzelne nie vernachläſſigten Ausführung zu geben. Des Vullmach Töchterchen harrt, während im Hauſe und draußen über dem Kornfelde die Nachmittagsruhe ("Uenermeel") träumend brütet, des Geliebten, — auf jedes Geräuſch horchend.

Man hört keen Starbenslud as blot de Wanduhr.
Dat flöppt in't Hus un buten flöppt dat Feld.
Blot wenn in' Drohm en Höhnerküken ſtehnt,
De op de grote Del to Middag ſlapt,
So horkt de Kater oppen Lehnſtohl op
Un Müppe (Mops) reckt ſik un de Hushahn buten
Fragt lut, wat dat bedü', de Kunſche (Kuhn) kullert
Un ut dat Hunnhus kickt en rugen (rauher) Kopp:
Doch hebbt ſe ſik mal reckt un all mal jappt (Athem geholt),
So ſackt (ſinken) ſe wedder ruhi dal to ſlapen.

Dem Quickborn ſchließen ſich die proſaiſchen Dichtungen Klaus Groths aufs engſte an. Der Dichter ſelbſt hat ſich vorbehalten, ſie einmal mit dem Quickborn als zweiten proſaiſchen Theil derſelben zu verbinden. Denn ſie bieten in einer muſtergültigen Detailausführung abgeſchloſſene und wohl abgerundete Erzählungen deſſelben und eines noch bewegteren Volkslebens, als es ſchon nach dem Titel des Quickborn dieſem eigen iſt.

Dieſe Erzählungen ſind leider über die Gränzen Schleswig-Holſteins hinaus viel zu wenig bekannt und verbreitet. Es ſind erſt zwei Auflagen im Buchhandel. Die Aechtheit des Spiegels, der hier Natur und Volk in frappanter und bewährter Treue wiedergiebt, — ſollte ihre allgemeinſte Verbreitung im ganzen deutſchen Vaterlande längſt befürwortet haben. Eins mag die letztere gehemmt haben: der etwas fremde Dialect des holſteinſchen Niederdeutſch. Es iſt möglich, daß gerade der gerühmte Vorzug dieſes Dialects: ſeine lebendig erhaltene Reinheit, ihn abſperrt gegen die dem Hochdeutſch aſſimilirten Sprachweiſen anderer niederdeutſcher Provinzen, namentlich da, wo das ſtädtiſche Plattdeutſch Vermittlerin der Schweſterſprache ward. Aber gewiß

iſt es, daß der große Sprachreichthum des holſteinſchen Niederdeutſch nicht überall gäng und gebe iſt, daß viele, ſehr viele Ausdrücke dem Holſteinſchen ganz eigenthümlich ſind, daß die fortlebende Sprache Ausdrücke und Worte ſchafft, die an andern Heimathsorten des Plattdeutſch unbekannt blieben, z. B. Aſchen und Naſchen, Slęv, Uenermeel u. a. und zu alle dem kommt noch die abweichende, freilich characteriſtiſche, aber etwas harte Form des Dialects in den auch andern Sprachweiſen gemeinſamen Worten z. B. banni (ſtatt bannig), niſchiri (ſtatt nilig), ſä (ſtatt ſäd oder ſär), feil (fehlte) u. A. Die letzteren mögen immerhin als abgeſchwächt gelten, daneben aber ſcheinen ſie auch eine überwiegende Weichheit des Klanges und eine Ausbildung gewonnen zu haben, auf welche die hochdeutſche Schriftſprache nicht ohne günſtigen Einfluß geblieben ſein mag. Die allgemeinere Verſtändlichkeit hat ſchon Reuters Sprache ſich gewonnen, wenn auch ſeine Schreibart, weniger conſequent als die Klaus Groths, darauf keinen Einfluß geübt haben kann.

Das nebenbei.

Der erſte Theil der "Vertelln" (Schwerſche Buchhandlung — Kiel. 2te Auflage. 1855) enthält zwei proſaiſche Erzählungen: "Twiſchen Marſch un Geeſt" und "Detelf," zwiſchen welchen die ſchon genannte Erzählung in gebundener Rede: "Ut de Marſch" eingeſchoben iſt, die ſich, wie ſchon bemerkt, dem Beſten anreiht, welches der Dichter geſchaffen hat und ſich hier wiederfindet, als ſollte die Gemeinſamkeit dieſer bildlichen Novelle die enge Verwandtſchaft des proſaiſchen und poetiſchen Theils der Werke Klaus Groths ſo recht bekunden. Der zweite Band der "Vertelln" (2. Auflage bei Homann in Kiel 1860) giebt nur eine größere Erzählung: "Trina," die bei ihrem erſten Erſcheinen ein ähnliches Aufſehn machte, als der Quickborn. Die Dithmarſcher Landsleute waren darüber einig, was der Vater Klaus Groths über dieſen Roman äußerte: "ſo as hier ſchręben, ſünd de Lüd bi uns in Marſch un Geeſt, ſo geit dat bi uns to!"

Wenden wir uns zu den einzelnen Erzählungen, ſo iſt es kaum räthlich, die ſchmuckloſen Thatſachen zu erzählen, welche

Gegenstand der ersten Geschichte "Twischen Marsch un Geest" sind. Aber die einfache Liebesgeschichte des jungen Zimmermann Anton, welcher der jeweilige Liebling des alten Geertohm, des Fabrikanten hölzerner Pantoffel und Kellen und Löffel ist, führt uns eine Reihe characteristischer Persönlichkeiten vor, die alle den Boden ihres Lebens und Wirkens so wenig verleugnen, daß sie vielmehr als die treffendsten Repraesentanten desselben gelten können. Um dem Leser eine richtige Vorstellung von dieser lieblichen Geschichte zu geben, thun wir viel besser, wenn wir ihm die eigene Art einiger dieser Persönlichkeiten auszugsweise schildern.

Die Einleitung führt uns vor das kleine Haus des alten Geertohm, der als Junggesell mit seiner gleichfalls recht alten Schwester haust.

"Een lütt Dackhus en beten buten de Reeg war man gewöhnli ni wis, dat versteek sik ganz achter en Koppel Böm, grot un lütt, as weert de Rest vun en Krattbusch (niedres Holz), de hier vellicht in olen Tiden anfungn harr. Ünner de Böm leeg dat ganze Jahr en Stapel Ellern un Barken, de bald grot un bald lütt weer, denn in dat Hüschen der achter wahn Geertohm un mal holten Tüffeln un Lepeln un Slev."

Der Holzstapel ist der Ort, wo "de Börs," "de Waterbörs" abgehalten wird, wo sich die jungen Leute des Orts zusammen zu finden pflegen.

"Man süht an Summerabends, wa de Holtstapel vull junge Lüd sitt, baben un nerrn, ok wull splettbeent (rittlings), denn da's en netten Platz to sitten."

Jetzt fährt das Heu unter die Kastanien des Hauses vor, in denen ein Theil hängen bleibt. "En groten langbeenten Bengel sprung gau hemdsmauden achter raf, sunst weer he vun de Tilgens dalfegt, en paar annere, de mit Forken achteran keem, ok mit Wuppen (Grasähren) un Hausaat bestreit op Höd un Schullern, lachen lut, dat se sik anheeln, as de Grote mit bisterige Ogen un half in' Slap achter raf fahr, un en öllerhaften Mann stunn anne Sit, reep mit en drang

pipi Stimm: Anton, Jung, Jung! nimm di doch in Acht! denn him' un hoft he en beten un heel de Boft an. He harr merrn in Summer en kalmucken Rock bet dicht an Hals toknöpt un en warme Mütz op. Dat weer Geertohm." Anton, der Held und Liebhaber unſerer Novelle, bringt mit den jungen Leuten "ton Pläſeer" Geertohm am Sonntag ſein Heu ein. Alles ſcherzt und lacht. Anton will den Andern beim Staken, der ſchwerſten Arbeit, zeigen, daß er ſie alle ermüdet. Geertohm mahnt: "Oewerdriv dat ni, Anton, ſe könnt dar bin' ni gegen an." Er aber "möt de Waterbörs doch mal wiſen, wat en Hark is, — lat ſe man mal ſweten!" Geertohm ruft: Beter gut na'n achtern, Kinners!" — Geertohm, ſo erfahren wir, war auch einſt ein durchtriebener Gaſt geweſen. Wir hören in volksthümlicher Weiſe von ſeinen Jugendſpäßen. "Ton Hahnbeer, Faßlabend, drog he en Dremaſter un en roden Rump as de Geeſtburn to vörn, he weer Kretler (Krittler — Ordner), heel awer ok Ordnung, as nu keen roden Rock, un wenn he man reep: Kinners, Kinners! ſo broch he de argſten Hitzköpp to Ruh. He harr awer domols en helle Stimm, de man mank alle rut hör, un man hör ſe, bet toletzt de Rugſten ſatt un möd weern un heemli achterum brocht warn. Do heet he de Bur. — He wuß ſogar de Frunslüd to regeern un harr alle Mädens ant Band. Wenn Sündags de Melkdierns torüggkeemn, ſo muſſen ſe all bi de Rauſtęd töben, bet der keen feil. Denn kombeer he: hakt in! un ſo ſungen ſe toſam den langen Weg herop, he mit ſin Drach vœrut; ſin Ol heel ok en paar Köh un Geert bę dat Melken. Wenn man Klock ſęben en Geſank hör, ſo ſän de Lüd: Da's de Bur mit ſin Kalwer!" — Nun hören wir die rührende Geſchichte ſeines Lebens. Einige hatten gemeint, er wäre bald nach jener Zeit krank geworden, Andere ſprachen davon, "Witt ſin Dochter harr em verſpraken, em to nehmn, wenn ęr Vader dot weer. Nu harr ſe awer den dœſigen Koogsbur un weer ganz unglückli warrn." Sie alle, Vater und Bruder waren geſtorben, er hatte ſich ganz zurückgezogen und während 20 Jahren kam ſein Fenſter nicht auf. Wild wuchſen die Bäume auf dem

Platz vor der Thüre und das Moos auf dem Dach. Nichts hatte ſich geändert, als der Holzſtapel, der bald groß, bald klein ward, denn er nährte ſich vom Toffeln- und Löffelmachen; aber ſie ſagten, die alte Schweſter müſſe das Meiſte dabei thun, er könne oft nicht Luft holen und ſäße krumm und ſtumm im Armſtuhl.

"Do heet dat op eenmal, Geert weer wedder beter warn, de Nawers harrn em vær Dær ſitten ſehn un mit em ſnackt. He weer banni old un bleek warn, doch harr he meent, he war noch mal wedder jung, as en Kunſchen, de ruugt harr. Dat weer in Summer. De langs den Stig gungn, ſegen bald mit Verwunnerung en Mann in en kalmucken Rock un warme Mütz op den Holtſtapel ſitten un Lepels putzen. He reep mit en drang' pipi Stimm diſſen un jenen an un frag na er Oln un Verwandte, he kenn Alle genau un wuß vun ſe to vertelln. Lang' kunn he aber ni ſnacken, towilen keem der gar keen Ton rut, denn hölp he ſick mit Wiſen, mit Schrapmetz un Lepel. Awer wenn he mal hoſt harr, ſo vertell he wedder los. Darbi weer he jümmer fründli un munter, un de he liden much, de muſſen wedder kam, de ſän Ohm to em, dat weern awer blot junge Lüd. So harr he bald en ganzen Tropp, de keem jeden Abend, wenn ſe Tid harrn, wenigſtens Sünndags.

Dar ſeet he in Summer merrn mank op en Stohl mit ſin Lepelkorf oder wenn em de Boſt recht Ruh leet, baben op den Holtſtapel. He ſä awer ſelten vel, ſundern leet ſe wirthſchaften, er Knep un Jux utöben oder er Kräften probeern. Doch all er Hauptſaken warn bi em beredt. Von Hahnbeer heel de Föhrer bi em Prov mit en Beſſenſtel, bi em hungn de Angeln un dat Lamm, wennt mal ton Fiſchen gung; un bi't Isboßeln ſmeten ſe von em ut. Mit gan de he awer gar ni. Sobald dat in' Summer köli war, gung he rin, un in Winter keem he nich ut de Stuv. Dar weert mennimal en Heidenlarm, un de Lüd ſtunn ſtill, wenn ſe verbiſpazeern, dat kunn em ni lich to dull warrn, awer dat Drinken lee he nich un ſmöken kunn he ni af inne Boſt un Swinegels lee he börchut ni inne Börſ."

Wendel, Antons Börsencamerad, — der beiläufig nicht gut hört, — weiß sich über Antons Zumuthungen beim Abladen des Heus zu trösten und macht ihn auf die vorübergehende schmucke "Marie von Wörn" aufmerksam.

"Do keem en Mäden in' Linnwullnrock verbi mit en Armkorf, se harr wul watt halt un weer noch nich in't Sünndagstüg. Awer alles weer to sauber un drępli (paßlich), un de witte Müz seet er so rund umt Kinn un de roden Backen, dat weer en Luft to seen. Se harr wul as Vęle gar ni daran dacht, dat hier en Hus un Minschen weern, se seeg vær sik dal un strak wat an ęrn witten Platen (Schürze) torecht, as se rasch vörœwergan dę. Do sä Wendel op eenmal: Das en Lęben oppe Geest, ik ga min Dag' ni wedder na Marsch! Do keek se em verfehrt an un war roth bet an den Hals hendal, se seeg binah see (scheu) as en Kind ut de blaun Ogen, un de schüchtern Stimm paß gar nich recht bi ęr sturen Gang, as se blöd Gundag sä und wider gung."

Antons Alter ist ein Projectenmacher, über den dieser immer lachen oder mit ihm schelten muß, und den er doch so herzlich liebt. Er will durchaus nach Australien auswandern und Anton beräth mit Wendel, ob er ihm nachgeben oder mit gehen soll. Die Unruhe des Alten wird treffend geschildert. "De Ol har narbens lang Ruh bi. Denn koff he en tokam Koh un rek sik rik an Botter, bit he wis war, dat se fähr weer (daß sie nicht gerindert noch gekalbt hatte); denn en mager Stück Land, broch der Knackenmęhl op un sei swedsche Kaffebohn. De muß he tolezt sülm opdrinken, nich mal Anton hülp em, obglik he jedes mal snak un vertell, wa schön de Kaffe to drinken gung. Nös lehr he Proppens sniden, wo he in Winter sik alle Fingern bi toschann mak. Twischen in arbei he as en Pęrd mit Timmern un weer taag as en Reem un ni umtobringn. Nu will he Gold graben! En Windsack vun Glaser mit sæben, acht grote Jungs, de eben so praln un logen as ęr Oll, wulln los. Dar keem en Blickensläger (Klempner), en rechten Schesterbütel (ein Mensch, der von einem zum andern läuft, — ein Leichtschuh) un en eben so

ſuln grotpraligen Slachter, de alle mann ſchülli weern, de harrn Böker, wo dat Gold un de Rohm in bi Schepels utmęten war. De ſeten toſam bet deep in de Nacht un ſchregen un rędden, dat de Nawers keen Og to kregen. Dar ſmök Anton ſin Ol merrn mank, ſit dem blot doſkælige (taubkohlige) Zigarrn, de he ſülben dreih, de ſtek he bet halfwęgs inn Mund, ſo dat he man ſtotwis mal mit ſpręken kunn. Morgens fröh rę he denn deſto mehr bi de Ex un arger Anton, denn he frag jümmer: Wat, wat? is ni wahr? wat meenſt, Anton? Un doch heel he ſo vęl vun em, dat he em ni alleen ganlaten much un ni ut noch in wuß. Ton Glück kunn de Ol ſin Hus ni los warrn un verkopen dę he nähms wat to billi. Anton harr ok binah noch Luſt, he dach blot, de "glaſern Lüch" ſchull erſt mit ſin franzöſchen Jungs un de gelehrte Klempner aftrecken. So lang ra' he jümmer af vunn Verkop un mak ſin Ol grotharti, wa vęl Hus un Garn weerth weer."

Wieder eine völlig andere und neue Characterzeichnung bietet die Wendels und ſeines Stiefvaters, der ſich mit ihm nicht vertragen konnte, obwohl er ſein väterliches Erbe nicht zu entbehren vermochte. Dieſer kündigt es ihm nur aus Rückſicht auf die Mutter nicht. Von Wendel heißt es, daß er zuerſt das Schloſſerhandwerk zu Hauſe erlernt habe und "en Bas" in ſeinem Geſchäft geweſen ſei, — mehr als der Alte, der lieber auf ſeinem bischen Land herumlief und dort ſich beſchäftigte. Wendel mochte aber nicht allein arbeiten. Da ging er von Haus und wurde Rothgießer. Das dauerte auch nicht lang, da lernte er das Schirm- und Wettergläſermachen und war eine Zeitlang bei einem Juden in Friedrichſtadt. Auch hatte er inzwiſchen "geroßklämmert." Nun ſaß er wieder zu Hauſe, Gott weiß, was er anfangen wollte. Er ſprach nicht davon.

An die luſtige Scene vor Geertohms Haus und die eben berührten häuslichen Verhältniſſe knüpft ſich ein dichteriſch ſchöner Uebergang zum Erwachen der Liebe in unſerm Anton. Seine Natur wehrt ſich etwas dagegen.

"Anton weer luſtiger wen as gewöhnli, nu war he wedder ſtiller as ſunſt, un doch weer em ſo licht to Sinn, as trock

en Muſik vunt ſülben dær em hin. Man hett dat ſo mit (unner), wenn man jung is. Dat kummt æwer Een, as mennimal en Schin æwert Feld, man weet ni, wo he herkummt. So wenn man toerſt wedder en grön Saatkoppel ſüht mank den Schnee, de wegdaut, oder en Lurk ſingt Een um Faßlabend unvermoden æwern Kopp: dat is man een Ton un doch ſteit de ganze Summer mit em op, ſogar ſchöner, as he warrn kann.

De beiden Kammraden gingen ſtumm bi enanner fort. Man brukt ok ni jümmer to ſnacken und hett doch gut von ſik, de Gedanken ſünd ni alleen un man kann ſe los warrn, wenn man will. Anton leet ſe wannern, ſe weern all licht un ſorglos. He kunn ſogar an den Glaſer denken ahn Arger un vel andere Geſtalten trocken ſo verbi, all fründli. Doch as de letzte Namdag vœrœwer gung, do weer dat blidſte Geſicht doch dat vun de Pennmeiſter ſin Maria un wo he ok anfung, dar gleden (glitten) de Gedanken jümmer wedder na to, as en Rad in en blank Spor. He muß ſik er vœrſtelln, wa ſe ſtur un adrett vœrbi gung, wa dat Kinn er rund ut dat Mützenband keek un en Paar Ogen, blau un ſee as vun en Kind, ſtunn em vœr, he kunn ſe ni los warrn."

Anton beſchließt in ſolcher Stimmung am andern Morgen einſam auf achttägige Arbeit in die Marſch zu gehn. "Arbeit is de beſte Wiet'pahl vœr de Gedanken inne Frömd, de bringt ſe licht wedder up den gewöhnligen Weg."

Es folgt eine glänzende Schilderung der Marſch in ihrer Eigenthümlichkeit, die ganz geeignet iſt, Antons wiederſtrebende Natur in einſamem Nachſinnen zu feſtigen.

"Dat is wat eenförmig inne Marſch; ſogar dat Eten un Drinken is ſwar un eenerlei as de Arbeit un de Vorrn, wo dat op drifft un dreben ward. As Vullmacht Witt mal ſin Aarnlüd aflohnt, frag he: Na Kinners, wa lang ſünd jü hier wen? Do antwor de mulfarri Amlink: Ik weet ni, awer ſœbentein mal hebbt wi Mehlbütel eten! un de Vullmacht ſä: Denn lett ſik dat utreken, dat giſſt ſœbentein Dag!"

"Man mutt inne Marſch barn un tagen ſin, anners hollt man't ni ut. As de Sünn un Maan ſo löppt dat Dagwark

dar af, ſo gat ok de Gedanken, jümmer denſülwigen Weg, darum ward ſe ok hart un faſt, un bi Vęle deep un klar, dar bruk ſik en Gelehrten ni vær to ſcham'. In Summer kannt prächti węn, wennt all as en Sammt ęben is oder vun de Rappſaat as gęle Sid, de Himmel unendli un de Seelenruh op Minſch un Veh. Dat vergitt de Marſchmann nich, un mank Buſch un Brok un in en Paradies ward em dat eng un bedrückt um't Hart un he krigt dat Marſchweh na diſſe wehmödige Pracht.

Meent jüm, dar hört vęl Klawier un Böker to, hier en Seel apen to maken oder dat Hart to lengn?"

Er erkundigt ſich nach dem nahe gelegenen Wörn und nach Maria's dort wohnender Mutter. Nach acht Tagen kommt er heim und geht zu Geertohm. Als er nach Schluß der Börſe heim will, wird er von der alten Schweſter Geertohms herausgerufen. Die bittet ihn, die ſchluchzende Maria in ſeinen Schutz zu nehmen und ſogleich nach Wörn zu der plötzlich erkrankten Mutter zu geleiten.

"Do ſeeg Maria em an: he weer mit ęr na de anner Welt gan, ſo beden de Ogen in Angſt un Totrun un ſe ſä liſen: Ik bach, du warſt dat don! Anton ſä: gern, Marie, ik hol man min Müz rut, un ili gung he rin, ſä Gunnacht un he harr noch wat to krigen un gung in Maanſchin, dat Mäden anne Sit, langs den Fotſtig na de Weſterweid herut. — In de leztęn Hüſ' weern all keen Lichten mehr an un op de lange Reperbahn ſtunn de Schragens verlaten as Pęr, de oppe Koppel ſlapt. As ſe bi den Scheernſliper ſin Kath verbigungn, trock Maria den Dok dichter ęwern Kopp un bald bögen ſe den Fotſtig in, de liks na Wörn hendalföhrt, dat is man kum en Stunn. — Se gungn ſtumm bi enanner her. Anton weer eerſt wat haſti węn, em klopp dat Hart vær Freid un Angſten, as em dat dærn Kopp leep, dat he mit dat Mäden alleen bi Nacht dært wide Feld gan ſchull. He war awer glik ruhi to Sinn, as ſe man en bęten gan weern. He dur ęwer de arm Diern an ſin Sit, un doch föhl he ſik ſo glückli bi ęr, he wuß niz to ſeggn, un ging ſtumm bi ęr an. So bald ſe

awer op den lang' Stig keem, ſä Maria mit en haſti Stimm un as feil ęr de Athen: Wenn ſe man noch lęvd, wenn ik ęr man doch wedder ſeeg! Do frag Anton, wat ęr denn feil, un Maria antwor' un ſnucker: Se hett ſo vęl lęden, dar is dat Enn vun weg, ſe is ganz tonicht, ſe is al ſwack, ſit Vatter dot is un doch kann ſe ſik ni ſchon'n. Denn wiſch ſe ſik de Ogen un Anton hör', wa ſe innerli ween un dat ni marken laten will, bet ęr na un na de Stimm keem un ſe dat verwunn. Do tröſt he ęr, dat war noch gut warrn, un frag ęr neger, wa dat gung, un ſe vertell em, wul truri, awer doch gelaten, un ęr ganze Hart war apen vær em."

Wir müſſen darauf verzichten, der kleinen Erzählung weiter zu folgen, — wir wären in Verſuchung, ſie ganz abzuſchreiben. So reich und ſorgfältig iſt die Ausführung. Soviel erhellt ſchon aus dem Gegebenen, daß ſich in dem kleinen Raum die vollſte Mannigfaltigkeit friſchen Lebens zuſammendrängt, das neben örtlicher Characteriſtik ſeine vollſte Wahrheit erſt durch die Treue der Menſchenzeichnung erhält, die im bunteſten Gemiſch auf ſolchem Schauplatz ausgeführt iſt. Das Detail bietet noch viel Glanzmomente ſolcher Darſtelluug und die Abrundung des Ganzen bis dahin, wo Wendel, der unzuverläſſige und wankelmüthige, mit der Schweſter des aus Elmshorn eingewanderten leichtſinnigen Kaufmann Grewe davon geht, während Anton, der den innigſten Antheil an dieſem in ihrer Abſonderlichkeit ganz eigenthümlich gezeichneten Mädchen genommen, vor der Neuheit dieſer Zuſtände erſtarrt und vom alten Geertohm wie abſichtslos zu der fälſchlich verläumdeten Marie von Wörn zurückgeführt wird, — bietet noch des Intereſſanten und Hervorragenden die reichſte Auswahl, ſo daß wir dem Leſer nur rathen können, die "Vertelln" ſelbſt zur Hand zu nehmen.

Damit wir rückſichtlich des "Detelf" nicht wieder in die Verſuchung zu langer Extracte kommen, theilen wir nur eine ganz allerliebſte Schilderung aus der Erinnerung einer Kindesſeele mit, die von um ſo größerem Intereſſe für uns iſt, als ſie unverkennbare Züge aus dem Leben unſeres Dichters

in einer Weiſe ſchildert, die das Wachſen des naiven Kindesgemüthes zur Anſchauung des Dichters vortrefflich kennzeichnet.

"As he lütt weer, lev Detelf bi ſin Grotmoder. Dat weer en ol magere Fru, de jümmer mit den Mund kneep. Sin Grotvader ſeet blovt achtern Abend. Sin Vader broch em open Sünndag hin. Erſt ging he em bi de Hand, nös harr he em oppen Arm. He war ganz möd un ween, as he ankeem. — Sin Vader harr en ruge Mütz op, de ſchür em anne Back, as he em oppen Arm drog. Nös keem Sünndags wul en Mann, de em Koken broch, de küß em ok, awer de Mann harr keen ruge Mütz, he löv ni, dat dat ſin Vader weer.

As he den annern Morgen opwak, ween he banni. Sin Grotmoder gev em Kaffe mit Zucker in, un as ſe mal rut wen weer, ſä he, da is Hans Lemp, de will di beſöken. Do keem en lütten Jung inne Stuv, de lach dat ganze Geſich, he ſtülter æwern Drüſſel (er ſtolperte über dem Söller) un harr ſin Mütz oppe Hand, dar keek he rin. He ſä awer nix un keem op Detelf to. Awer de Grotmoder ſä jümmer los: Nu ſühe! nu ſühe! Do pipen lurlüttje Vageln in en Neſt, de weern ganz nakelt, de Ogen weern to un de Köpp fulln jümmer um. Se ſpeln den ganzen Dag darmit. — He hett de Jung un de Vageln ſin Dag ni vergeten, awer ant Hus dach he ni wedder. — So ſchöne Vageln gift dat nu gar ni mehr! Dat weer man Schad, des Abends weern ſe all dot. — He harr en lütten Stohl un en lütten Diſch, dar kreeg he ok ſin Eten op, awer he war ni eenmal recht ſatt. Sin Grotmoder ſeet an den groten Diſch, un ſin Grotvader derachter. Em düch, ſe eet banni, dat Kinn gung er jümmer op un dal. Wenn he denn ſin Teller mit beide Hann inne Höch heel nn ſä: Goſche, mehr! ſo ſä ſe: Kinner- un Kalwer-Mat möt oll Lüd weten! Sit dem bedurt he noch jümmer de Kalwer."

Gehen wir endlich auf den kleinen Roman "Trina," welcher den 2ten Bd. der "Vertelln" ganz in Anſpruch nimmt, etwas näher ein, ſo iſt zunächſt zu bemerken, daß auch er die Tendenz der bisher beſprochenen Werke unſeres Dichters ganz theilt. Er iſt aber vor allen des jenen Dichtungen reichlich

zugetheilten Lobes würdig, das ihm auch überall von der Kritik gespendet wurde. Bemerkenswerth ist die Besprechung von Dr. H. Slomann in "Leichte Blätter." Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, 1859, welcher hier von Paris aus geistvolle Bemerkungen über diesen Roman niederlegte. — Wir können es uns nicht nehmen lassen, einzelne ganz besonders treffende Züge aus den lebenswarmen Bildern dieser Dichtung hervorzuheben.

Der Roman beginnt mit einer meisterhaften Zeichnung des Vaters unserer Trina, des Jan Niklas Preen in Odderrad, wie er jeden Sonnabend zu Markt nach Heide hinab fuhr mit einem Korb voll Butter und einem Bischen Roggen auf dem Wagen, — nicht weil er es nöthig hatte, nur weil es immer so gewesen war. Er sah munter und freundlich aus seinem kleinen Gesicht, wenn er Morgens längs dem Landweg hineinkam. Er saß tief und bequem hinter seinen dicken Pferden im Wagenstuhl und hielt die Peitsche hoch hinaus. Auf dem Marktplatz hatte er immer dieselbe Stelle inne, da wanderte er bei seinem Wagen auf und nieder, bis er Butter und Roggen verkauft hatte und sah sich die Leute und die Welt so vergnügt und neugierig an, als wenn's das erste Mal wäre. Dann fuhr er selbst nach dem Höker und nach dem Müller, um ein Bischen Waare und feines Mehl mitzunehmen. Da stand er geduldig auf der Diele, steckte die Kaffebohnen und den Zucker bis auf den Boden von dem leeren Roggensack, holte die Schillinge mit dem Finger aus einem ebenso langen Geldbeutel und setzte sich wieder tief hinter seine dicken Pferde. Der Ladendiener neckte ihn noch mit einigen Käsekrämerwitzen ("Plummstöwerwitzen,") die sich so ähnlich sehn, wie eine Tüte voll der anderu. Die hörte er noch jedesmal erst vollständig an, als wollte er sie sich auch mitnehmen, in einem kleinen Zuckeltrapp ("Drüppeldraff") ging es dann Nachmittags den Landweg wieder hinaus und von hinten war von Jan Niklas nicht viel zu sehen, als der große Hut und die Peitsche, — am wenigsten aber, daß er Verstand und Vermögen hatte.

Das sind nur Züge äußerer Characteristik, aber welche Züge! Sie geben den ganzen stillen, bescheidenen und geduldigen

Menſchen wieder, der uns in dem Folgenden näher gezeichnet wird. Kann uns ein Bild lebendiger entgegentreten?

Jan Niklas hatte die Bauerſtelle vom Vater ererbt, als das Land auf der Geeſt noch keinen Preis hatte. Holz und Torfmoor waren damals noch das Beſte. Sie lagen dicht am Haus. Die Wieſen waren bis Tillingſtedt zerſtreut. Schon als Junge fuhr er auf einige Tage zur Heuernte dahin. Dort hatte er einen Vetter. Die Jungen waren in dieſer Gegend geübter in "Künſt un Undæg," als auf dem platten Lande. "Jan Niklas war gewöhnli vœrn Giſen (Eſel) brukt (geneckt), denn he weer man ſpinkeli wuſſen un mehr niſchiri as näswis, gegen den Vetter ſin Sœhn, en groten Flœts, kunn he am wenigſten an. So keem he dar meiſt unnerdœr un lehr al do Geduld un Stillſchwigen in vullen Maten." Er hielt ſich ſpäter mehr an "de lütt Möhm Angreten," die viel jünger war, als der Bruder und nicht ſo unbändig. — Er hätte ſie gern ſchon früh angeſprochen. Er durfte es aber vor ſeiner alten Mutter nicht wagen, die im Hauſe ſelbſtſtändig zu ſchalten gewohnt war und darum wartete er lieber ruhig zu, ließ alles gehn wie ſonſt und heirathete die kleine Muhme erſt nach der Mutter Tode. Das Alles erfahren wir in der Einleitung.

Ihm ward die ſtille Rückſichtnahme gegen die Mutter gelohnt. Die Preiſe ſteigerten ſich, er ſaß noch ſtill in dem Seinen, wo andere verkauft hatten und ward reich, er wußte nicht wie, da er noch Alles beiſammen hatte. "He fung ſülbn an, en Stück Heidland mit to brœken, een Koh na de anner muß mehr inne Bos (Kuhſtall), een Fack na't anner muß anne Schün an, de Beerrodenbargen ſtunn um ſin Gewef' as de Thorns um de Walln vun Rendsburg, un mank all den Æwerfloth ſeet Jan Niclas lütt un fründli twiſchen, in ſin ol Dackhus, mit ſin ol Moder." — —

"Menni Jahr is verflaten; jedes Værjahr bu de Hatbar op dat ol Hus un klapper ſin Sœgen, un Swülk oppe Del Neſter un ſung œr Vers: "as ik hier letztmals weer, as ik hier letztmals weer, weer dit Fack vull, weer dat Fack vull, — denn dar harr dat nie an fehlt. — Eenmal, al dat eerſte

Jahr, harr de Hatbar Angreten en lütt Püppen mitbrocht, dat weer en lütt Deern, un se nenn er Trina."

— — — — — — — — — — — —

Nach solcher Einleitung werden die Kinderjahre Trinas übersprungen. Wir finden sie in der Umgebung des Vaterhauses, das den Character eines alten Dithmarschen Bauernhauses trägt. Lindenbäume wie ein Liguſtrumzaum beschnitten, beschatten die Wohnstube, die fast dunkel ist bei hellstem Sonnenschein. Sie lehnen sich von außen dicht an's Fenster wie eine grüne Gardine und die helle Sonne liegt darunter auf dem Grashof, daß die ganze Stube grün schimmert. Tief in dem weichen Kissen des Lehnstuhls sitzt Jan Niklas, mit dem messingnen Ofenknopf zwischen den Fingern spielend. — Ruhe war dort und Frieden und Alles paßte zusammen, als wär's zusammen aufgegangen und gewachsen. Wer aber dort zum ersten Mal die Augen öffnete, der merkte gewöhnlich erst, wenn er saß und Jan Niclas "Lütt Trina!" rief, daß noch wer im Zimmer sei. "Lütt Trina lang mal den Taback her!" Man hätte eher eine alte Großmutter vermuthet zwischen all dem Alterthum, als solch ein frisches Blut und klein war sie am wenigsten zu nennen, wenn sie das Nähzeug wegschob, weich und geschmeidig aus ihrer Ecke herauskam, ohne einen Blick Taback und Kalkpfeife hinstellte, Kohlen in einem messingnen Feuerfaß holte und höflich sagte: "Willkamen, bedeen Se Sick!" Am Sprechen hörte man, daß sie noch jung sein mußte; so vollkommen war ihre Gestalt, nur der Kopf schien etwas zurückgeblieben zu sein. Das war ganz Jan Niklas sein Gesicht, fast ein bischen klein für das dichte Haar. Ehrenfest ging sie gleich wieder an ihre Arbeit, nur das Knistern und Rauschen, was sich so stillfleißig und friedsam ausnimmt, ließ hören, daß sie noch da war und wenn mal im Gespräch etwas Besonderes vorkam, so hörte auch das auf und ein Paar glänzende Augen sahen ruhig und klug aus der ruhigen Ecke.

— — — — — — — — — — — —

Wulpert, ein junger Zimmermeister, baut für den jüngsten Bauern des Orts (Grimm), der sich von Angeln eingefreit

und die Bauluſt mitgebracht hat. Er verkehrt viel bei Jan Niklas. Wenn der von ſeinem Geſchäft erzählt, baut Trina in Gedanken Scheunen und Häuſer mit, nach ihrem eigenen "Gu un Pläſeer. Se dach ſik dabi ut, wa in ſon Hus to wahn' un leben weer, as de Meiſter nu jüs ut enanner ſett, Dörnſch un Kamer dęn ſick fær ęr op, ſe gung un verkehr darin, as ſtunnt unner Dack un Fack, ſeeg ut de Finſtern æwer de Gegend, ſeeg de Lüd, de der keemn un gingn, un ęr Gedanken ſpęln wit umhęr. Wenn de eernſthafte junge Mann denn Krit un Matſtock ute Taſch lang, op den brun Diſch Taſſen un Romguß torück ſchov un ut de Hand mit wenige grave Stręken Grund- un Opriß hinteek, ſo keem ſe ok herbi, keek æwer Vader ſin Schuller mit verſtändige Ogen to, un Kopp un Gedanken harrn noch lang to don, wenn de Meiſter al op den Weg na de Heid uten Sicht weer."

Peter Stamp, des Schmied Sohn von Odderad, — einſt Trinas Spielkamerad, — kommt eines Morgens mit Jan Niklas, der ihn auf dem Felde getroffen, nach langer Abweſenheit wieder in's Haus. Er wird wieder erkannt und herzlich empfangen, dann aber mit Fragen und Erzählungen beſtürmt. Angreten hätte gerne gewußt, wie es ihm gegangen und was er betreibe, ob ſeine Mutter noch lebe und ob es der Schweſter gut ginge. Aber ſie wartet ſelten die Antwort ab, ſo fragte ſie ſchon etwas Anderes und Trina war auch redſeliger als ſonſt, "ſo dat de Snack umleep as en düſi Aantküken um de Melkbütt. Trina wull weten, ob he noch wedder na Odderad finn kunt harr, ob he ęr Hofſtell, ob he noch Alls wedder kenn, ob he ęr glik wedder kennt harr. — He harr ęr ſeggn kunnt, dat ſe opblöht weer vun en Paten (Setzling) to en Roſ', de jüs ut den Knuppen brickt. Blöd weer he ok nich, ſä æwer doch blot, ſe weer banni wuſſen un grot warn, awer ęr Geſicht weer doch grad ſo as dotomalen, do he ęr toerſt bi de Hand mit na Schol brocht harr. Se weer domals ſüs Jahr węn un en ganz lütt fin Ding as en Höhnerkük, awer grote Ogen harr ſe hatt, un domals unnern Arm en grote Tafel. Uennerwegs harrn ſe

op den lang Stig gęle Hunnblom plückt, denn dat weer in Fröhjahr, ut de Stengeln en Kęd makt, de Trina umkreg un ut de Blöm en Kranz umn Kopp. So marſcheern ſe na dat eenſame Scholhus, Perzepter ſtunn mit de Pip vær Dær, to ſünnbacken (ſich zu ſonnen), den kenn Trina ganz gut vun ęr Vader her, wenn he em beſöch, un de Zeitung mit nehm un weer gar nich bang. So vęl Kinner, as hier Tick un Pęrd ſpęln deen, ok Kaasball, Hinkerputt (verſchiedene Kinderballſpiele) un Producten, harr ſe awer noch ni eenmal ſeen. Se weern ok all ut Satzbüttel, Bunſoh un Offenbüttel herkamn un keemn nu all um ęr herum un gingn mit ſe herin. Awer binn weer dat ſlapri un rük wunnerli un wat Perzepter ſä, dat knarr ſo, un Peter muß anne Tabelln. Do fung ſe an to ween mit ęrn ſchön Kranz oppen Kopp, un as Perzepter ęr frag, do ſä ſe: Ik mag ni alleen węn. Dat vertell de junge Mann mit de nüdlichſten Gebeern, dat dat vær all dree en Freid weer, un Jan Niklas rev vær Freid ſin Abendknop." — — "Son jung Mädensſeel is ſchüchtern un niſchieri as en Nachtigal: wa geern ſüht ſe de Welt, awer jo verſtęken un jo nich to lut! Bi wull Fremds kunn ſe lurn as oppen Geheemniß, de Klang von de Stimm, de Ogen, de Mien weern ęr wichiger as de Wör; dar pröv un prüf ſe ęr Seel deran. Vær ſon Gemöth is en Minſch as en Bok, wat man Blatt vær Blatt dærgruwelt un innerli in ſik verthęrt, keen Wunner, dat vær ſe en Wort, en Spruch wedder lebendi ward as en Minſch, de to ſe ręd. Wenn ſe man ut Finſter æwer de Gegend ſeeg, ſo ſproken Buſch un Böm to ęr vernehmli, dat ging der umher un dær ęr hin, as de Athen ut en Blomhof. Man ſüht dar vun de Höchden æwer ganz Norddítmarſchen as æwer en Teller, dat Moor to værn, de Dörper verſtreit, lang hin ſtreckt ſik de Heider Bomalleen vær de roden Hüſ' un wit achter de Marſch blenkert vun Weſſelburn bet Möldorp as en ſülwern Stręmel verlockend de See. Wat ver Gedanken harrn dar nich Plaz.

— — — — — — — — — — — —

Trina iſt mit Jan Niklas zum Richtſchmaus des Grimm-

ſchen Hauſes gegangen. "Jan Niklas weer al fröh weggahn, Peter Stamp ſä ęr bi en Danz, dat he ęr to Hus bringn ſchull, un vergnögt gung ſe weg, as alle ſik verſtrein un de Wagens mit Geſang dervon fahrn. — Do awer war Peter, as kreeg he en Schur, dat he ęr erſt drill un kneep, he weer ok wul dun, denn fat he ęr um un küß ęr op Mund un Hals, dat ſe ſticken ſchull, un as ſe bös war un ſik losreet, blev he ſtan, ſä op eenmal wat dumm Tüs un leep in vullen Drav den Weg nat Moor hendal. Do leep ſe rein in Angſten to Hus. — Wa weer ſe verdreetli! Se kunn ſik gar ni beſinn un ſcham ſik vær ſik ſülbn. Denn ſeet ſe nadenkli in ęr Kamer un dach verwunnert hin un hęr. Se harr ſik ſo freit, as Peter Stamp vær enige Weken kam weer, ſe harr ſik freit, dat de Summer keem, de Köh vun Stall, dat Hus grot un apen; dar weer ſo vęl Nie's kam, wat dat Leben friſch un lebenni maken kunn, un doch weer wat ganz anners warn as ſe dach, weer wat ni recht, dat föhl ſe deep innerli. De Maan ging int Weſten ünner un leet en lange Glęm (einen ſchmalen Lichtſtreifen) æwer Moor un Marſch bet anne See hendal. Dat weer ſtill un dot, un doch hör ſe en Ton, as wenn dat Haſ bruſ', wat man mitünner bet oppe Höchden hin hört: wull wuß, wanehr de Wind keem un woher? dat ſteit ja al inne Bibel. Ęr weer binah, as kunn de ok æwer ęr tofręden Seel trecken, ſe wuß ni waſück, ſe much wat wünſchen, un hæp, dat dat ni ſo keem, ęr weer wunnerli to Mod, ęr Hart klopp gegen de Finſterpoſt. — Do ſeeg ſe in Garn en Mann, de in den gęlen Schin trę. He ſeeg ſik um, ſchullt en Deef węn? He keem na't Hus lang, gegen ęr Finſter blev he ſtan un læhn ſik an en Bom. Dat weer Peter Stamp. — Se föhl dat as den Storm, de der kam will, ſe flog ſchüchtern in ęr Bett un trock de Dęk bet æwern Kopp. Noch hör ſe ant Finſter kloppen un mehrmals Trina ropen. Dat weer, as wenn en Blitz dær ęr Seel gung. Doch ruhi war dat buten, de Nacht weer düſter, ęr Hart war ſtill un lang ſleep ſe bet an den Morgen."

— — — — — — — — — — — —

Dieſe Bilder aus dem Gefüge des Ganzen mögen genügen, dem Leſer unſere Trina näher zu führen. Alle Züge ihrer Zeichnung ſind eben deshalb nicht hieher zu ſetzen, weil ſie das Büchlein von Anfang bis zu Ende durchziehen. Wahr iſt, was ein geiſtreicher Recenſent über unſere Trina ſagt, ſie ſei in der Erzählung überall fühlbar gegenwärtig, auch da, wo nicht von ihr die Rede ſei. Das kommt, in Klaus Groths Roman iſt nichts willkürlich, — jede Perſon iſt der Hauptperſon, ihrer Zeichnung, der Schilderung ihrer Führungen wegen da. Alles ſteht in Beziehung und vermittelt die Einheit des Ganzen. Und eben ſo naheliegend und wahr iſt die fernere Bemerkung deſſelben Kritikers, daß Klaus Groth es nicht allein verſtehe, die im Vordergrund der Handlung ſtehenden Perſonen vortrefflich zu zeichnen, auch die Nebenperſonen wiſſe er, — freilich mit Ausnahme des "ollen Tęd," der merkwürdigerweiſe ſehr vernachläſſigt ſei und wie ein Schatten zwiſchen lebensvollen Geſtalten umherwandle, — mit wenigen Pinſelſtrichen lebendig vor Augen zu ſtellen. Das haben wir ſchon zu Anfang unſerer Darſtellung über den Roman Trina geſehen, da von Jan Niklas die Rede war.

Wir übergehen die ausführlicher behandelten Frauencharactere der muntern und lebensluſtigen Mathilde und der ſpät noch liebebeglückten Witen Tęd und verſuchen nur, das faſt tragiſche Geſchick des von ihrem Geliebten betrogenen "Düveken" und ihrer ganzen Familie anzudeuten. Es iſt das eine ergreifende Schilderung, die in ihrer ſkizzenhaften Behandlung der Anziehungspunkte ſo manche hat. Die ſpecielle Ausführung der einſchlagenden Verhältniſſe läßt eine Tiefe der Auffaſſung zu, wie ſie im Bereich ſo erſchütternder Tragik im Plattdeutſchen noch bis heute nicht weiter verſucht iſt.

Nach Möldorf hatte nämlich Trina zu Bekannten geſchickt werden müſſen, um den Anträgen eines Brenners zu entgehen, der mit Grimm und mit Jan Niklas in Geſchäften ſtand, die ſelbſt für des Letzteren Vermögensverhältniſſe fürchten ließen. Sie ſollte dort die Nähſchule beſuchen, denn ſie hatte gegen

den Vater rund heraus erklärt, ſie möge den Bewerber nicht. "De Mann weer ęr greſi. Ęr düch, de war ok Minſchenſeeln in ſin Brennkętel diſtelleern, wenn der blot Sprit un Geld rut to kriegen weer. Wenn he ſo in Hus un Schün rumſnüffel, as ging he taxeern un dært Dörp na den Buplatz ſlenker, de groten Hann op den Rügg toſamhakt as twee Stigenharken, as hör he vullſtänni to't Dörp un he wanner na ſin Arfſtęd: ſo kunn ęr en Hut æwerlopen." In Möldorf ſchloß ſie ſich vor Allen an "Düveken" an, die Tochter der Freesſchen Familie. "Dat weer en ſchmuck grot weekli Kind mit ſanfte Ogen. Wenn ſe ſe opſlog, weert jümmer, as war ęr dat ſur, de Stimm klung ok ſo. Se weer æwrigens enn vullwuſſen Mäden, wul en Jahr öller as Trina un friſch un geſund, en prächti fein Roth ſchimmer ęr dær de Backen un ſe weer wittli um den Mund as en Liljenblatt. Se ſeet bi Trina, as wull ſe ſik an ęr læhn, Trina föhl den warm Athen an de Back, wenn ſe ſo to ęr ſprok. Trina dach an en witte Duv, wenn ſe bi ęr ſeet. De hal ęr al den annern drütten Morgen bi Mutter Męthſche af, ahn to fragen, wohęr un wa ſück (wie denn) un ob ęr dat recht weer. Se keem mir nix dir nix un ſöch Trina mit de Dubenogen inne Stuv un piep mit ęrn depen Athen dær Freid, as harr ſe ęr Jung funn. Trina full ęr umn Hals un küß ęrn weken Mund. Darmit weert gut. — As wenn Rams towilen wat bedüden ſchulln, ſo heet ſe Düveken, en Nam, de fröher nich ſelten weer un ęr Broder nöm ęr oft ſin Duv. So ſä ok Trina geern."

Unheimlich war das alte Haus, in welchem ihre Eltern wohnten. Viel zu weitläuftig für ihren Betrieb. Ein Paar Kühe und Grasvieh und ein Bischen Kornbau machte die ganze Wirthſchaft aus. Die Diele glich einer Kirche, unendlich hoch und mit einer gewaltigen Thür. Da lag an der einen Seite eine kleine Stube, in welcher die Alten für ſich allein kramten, an der andern hatte der Bruder ein ähnliches Gelaß und ganz nach hinten bewohnte Düveken eine Kammer, rein ſo dicht und warm und häglich als ein Neſt. Es war in dem großen Hauſe wie in einem Kloſter, es wohnte jeder für ſich

und hätte leben und ſterben können, ohne daß die Andern einen Wink davon bekommen hätten und beinahe ſo lebten ſie auch. "De Ol gung jümmer mit en hogen Hot op, ok inne Stuv. He ſchin ſik um nix to bekümmern as um ſin Spazeerweg dägli na't Land. Man ſä, da beſeeg he Summers ſin Oſſen, ſprok mit keen Minſch, awer he hung ſin Hot open Dorpahl un rę mit den as mit en Slachter: Wat wult du geben? Wa vęl is di de blaue weerth?" — Der Bruder war ein bischen lahm, war eine Art Muſiker, Schreiber und was er nicht Alles betrieb. Um's Hausweſen bekümmerte er ſich "ebenſowenig," ſo drückt ſich der Dichter lakoniſch genug aus. Uebrigens war da kein Mangel bei ihnen, "an Haken un Saken weer de Æwerfloth dar, Kiſt un Kaſten ut grot Ekenholt ſtunn' oppe Dęl." — Mit dem Bruder ſaßen ſie viel zuſammen, der ihnen auf dem Klavier vorſpielen mußte. Abends zur beſtimmten Stunde aber ließ er ſich nicht halten und Düveken vertraute Trina, daß er eine Braut habe, zu der er jeden Abend gehe. Es würde freilich nie etwas daraus werden, ſetzte die Schweſter mit ſeligem Geſicht hinzu, aber es machte ihn ja nun doch einmal ſo glücklich. Wer wollte an die Zukunft denken? Davon wiſſe man ja doch nichts. "Och, dat weer ſchön, wenn man Een recht leef harr, ſichel ſe un mak Trina binah dot mit Küſſen." Trina fragt an, warum denn nichts daraus werden könne. Sie ſagt, es ſei einmal ſo, man müſſe nicht darüber grübeln, wozu hülfe das? Alles daure nicht lange in der Welt. "Heute noch auf ſtolzen Roſſen — — —" ſung ſe as ſülbn mit en toręten Boſt, greep en paar Tön darto opt Klavier un de dicken Thran lepen ęr æwer de Backen. Se wiſch ſik ſe af, kreeg Trina bi de Hand un ſä: "kumm, min Broder hett ſchöne Leder, de wüllt wi leſen." — Durcheinander liegt Alles im Hauſe. Selbſt bei Düveken ſiehts mitunter wunderlich genug aus. Das Nachtzeug, das Trina bei ſich ſchon frühmorgens wegſteckte, lag hier überm Bett, aber weiß und rein war doch Alles. — Beim Bruder lagen Noten, Lieder und Gedichte zu Bergen, die er ſelbſt alle zierlich geſchrieben hatte. Der Bruder las oder ſagte ihnen Gedichte her, beſonders "grętige Stücken" — als z. B. Lenore und ſie grauten ſich

im Zwielicht. Auch des Dichters unheimlich Geschick ward in den Kreis der Unterhaltung gezogen. — Düvekens Familie war aus Friesland gekommen. Ihre Voreltern hatten bei Husum in der Westermarsch einen großen Besitz gehabt. Ein unheilvolles Geschick hatte auf der Familie gelastet, als müßte alles mißrathen, verderben und verkümmern, was sie anfaßten. Duveken sprach sonderbar davon, als suche das Unglück sie als einen Feind auf oder als hätte der liebe Gott sie vergessen. Ihr Vater habe es deshalb gehen lassen, wie es ginge. Sie sprach, als müsse Alles zu Grunde gehn, als ginge Alles zu Ende. Das klang wie ein Klagegesang, wenn sie auf das Kapitel kam und sie sprach dann von dem ganzen Freesschen Stamm als von einem schönen Baum, der welk werde und hinsterbe.

So wird uns Düveken und ihre Familie geschildert. Wir sehen alle Mitglieder derselben vor uns, ihre Art zu handeln und zu verkehren, ihr eigenthümliches Wesen, — alles in mißlichen Symptomen. Der Dichter läßt das selbst reden, — er verschweigt, was er sagen möchte. Doch daß die Lebensanschauungen des reizend leichtsinnigen Düvekens nicht die einzig berechtigten sind, das merken wir bald und um einen zutreffenden Standpunkt des Urtheils zu gewinnen, hören wir von Mutter Meth, daß sie es gar nicht gern sah, wenn Trina zu viel im Hause der Freesschen Familie verkehrte. "Se harr wat gegen den Broder, vellicht blot wil he sœbentein Handwerken un achtein Unglücken harr, as se sik utdrück', er egen Sœhn weer dagegen as en Wagenperd likto int Spor blęben un harr sin Kram opt Dröge brocht. Bun Düveken sprok se alles Gude, bedur er awer meistens, dat gung son tragen Gang in dat Hus, man lehr blot de Hann inn Schot leggn un na'n Heben liken, as schull dat Glück dar vun sülbn rut kam un keem denn nix, so heel man dat för dat Unglück. De Diern weer sunst gut, se weer lenksam un weekharti. Mutter Meth dü mitünner darop hin, dat se en trurige Leesschopp hatt harr, de ni ton Glück harr föhren kunnt, dat schin, as wenn dat nu to Enn weer, de junge Mann weer fort. Dat muß en

Art grot Creatur wen hebbn, de nich vær uns paßt, un son arm Seel blot week makt. Vær vel utsnaken weer Mutter Meth ni."

Dieſes ſchöne und wehmüthig heitere Düveken, dies Falterleben einer unglücklichen Mädchenſeele, — endete mit Selbſtmord. Trina, die im letzten Hauſe des Dorfes, wo ſie oft mit Düveken verkehrte, Abſchied nehmen will, ſieht ſchon in der Ferne, wie ein Gegenſtand unter Zulauf von Menſchen in's Haus getragen wird, und die Kinder, die Düveken noch ſo eben mit Naſchwerk beſchenkt hatte, ſtürzen aus dem Hauſe und berichten ihr und uns in einfach kindlicher und ergreifender Weiſe, was ſie geſehen, — das dem Waſſer entriſſene ſchöne und lebloſe Düveken. Trina ſinkt. Ihr graut, es iſt ihr, als könne Unglück und Leichtſinn, dem ſie ſo nahe getreten, auch über ſie kommen. In dieſer tiefen Noth erfaßt ſie des zuverläſſigen Wulpert rettender Arm mit ſicherem Erfolg. Er fährt vor, ſie zurückzubringen nach Odderad, — ſie findet ihn, um ihn nicht wieder zu laſſen, unter deſſen ordnender Hand ſich auch alle äußern Conflicte der Heimath fügen.

Dem brauchen wir nichts hinzuzufügen, — obwohl, was wir mittheilen, arm iſt gegen die reiche Detailzeichnung des Originals. Es trägt das tiefe Gepräge pſychologiſcher Wahrheit, unter welcher ſich, wie im Leben, göttliche Fügungen geſtalten. Der Roman iſt unbeſtreitbar dem Beſten ebenbürtig, was die deutſche Zunge in dieſem Genre aufzuweiſen hat und übertrifft bei weitem die vielgeprieſenen Dorfgeſchichten, die unſchicklich genug fremde Bildung und Sitte in ländlichen Kreiſen heimiſch zu machen gedachten. Wenn ſich nun auch durch Reuters Verdienſt die plattdeutſche Sprache in der Schrift wieder allgemeinere Bahn bricht, ſo wird damit auch noch den "Vertelln" Klaus Groths, ſo hoffen wir, allmählig ein erweiterter Leſerkreis gewonnen werden.

Die erſte ehrende Aufmerkſamkeit ward unſerm Dichter durch G. G. Gervinus, der ſeine Dichtungen "eine Oaſe in der Wüſte der Gegenwart" nannte. Dann ſprach der alte

Arndt sich in der Cölner Zeitung über ihn aus, der ihn in seiner emphatischen Weise als "einen größten dramatischen Dichter" bezeichnete. Humboldt schrieb nach der Lectüre des Quickborn in tiefer Nacht 2 Uhr an ihn:

"Ich verstehe, was ich lese, denn ich habe nicht umsonst, als ich auf der Handelsschule bei Busch in Hamburg war, im Hause von Matthias Claudius mühselig Schwedisch und Dänisch gelernt. Damals wurde mir gleich Ihre Mundart lieb."

Humboldt wußte dem Dichter in zartester Weise ein Ehrengeldgeschenk Friedrich Wilhelm IV. zu vermitteln. Auch die bessere, die gelehrte Kritik, sprach sich in günstigster Weise für Klaus Groth aus u. A. Schöll, Freytag, Müllenhoff, R. Prutz, Prof. Curtius (der Grieche), Hebbel, Prof. Emil Kuh in Wien, der Kopenhagener Gelehrte Rosenberg, neuerdings Max Müller, Prof. in Oxfort in Mac Millan's Magazine, der einige der Schleswig-Holstein-Lieder in's Englische übertrug, während Reinhardt nach der oben angeführten kleinen Schrift Slomans verschiedene Lieder des Quickborn außerordentlich geschickt ins Französische übertrug.

Der angezogene Aufsatz von C. Rosenberg in Dansk Maanedsskrift. Anden Rokke. Aargang 1859, ist so außerordentlich gründlich und lehrreich und wieder in seinen politischen Gesichtspunkten nichtsdestoweniger so voller nationaler Täuschungen, daß wir einige bezeichnende Stellen hier ausziehn, die gleichzeitig unsere Darstellung zu ergänzen geeignet sind. Die zu Anfang des Aufsatzes in einer Note aus der Schrift: "Männer der Zeit" entlehnten Lebensnachrichten über Klaus Groth sind so mangelhaft, daß wir sie in Rücksicht unserer obigen Mittheilungen füglich übergehen können.

— — — — — — — — — — — —

"Gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts versuchten verschiedene Verfasser, sicherlich unter dem Einflusse der Ideen des Zeitalters von der Gleichheit aller Menschen, für den gemeinen Mann in seiner eignen Sprache zu schreiben. Unter diesen steht Voß, der Uebersetzer Homers, zu oberst. Aber er

ſowohl wie die übrigen plattdeutſchen Dichter glaubten zu dem Standpunkte der Menge hinabſteigen zu müſſen, anſtatt ſie auf den ihrigen zu erheben und ihre Schöpfungen wurden in der Regel zu Spottgedichten über die Einfalt des Bauern, die ſtets zum Gegenſtand komiſcher Anecdoten ohne großen Witz gemacht ward, ſammt einer kraſſen Wiedergabe eben des Proſaiſchen und Rohen im Weſen des gemeinen Mannes. Solche Lectüre war dem Bauern geringer Erſatz für die Entbehrung der hochdeutſchen Litteratur, — denn dieſe iſt und war ihm fremd, wenn nicht unzugänglich, — nirgends fand er ein ideales Bild ſeines eignen Lebens, den Ausdruck des Tüchtigen und Edlen, welches ſich in ſeiner eignen Bruſt regte."

Der Verfaſſer ſpricht dann von den Emancipationsverſuchen flämiſchen Dialects, welcher dem Hollſteiniſch-Plattdeutſchen ſo nahe kommt, daß die Flamländer in Klaus Groths Gedichten ihre "dierbare Moderſprak" wiedererkannt haben und erwähnt dann der plattdeutſchen Sprachbewegung in Deutſchland, deren Tragweite er zunächſt an den Werken Klaus Groths zu meſſen im Begriff ſteht. Dabei giebt er folgende Bemerkung:

"Für uns Dänen hat es ein beſonderes Intereſſe, daß eine ſolche Nationalbeſtrebung, die *gegen* das Hochdeutſche gerichtet iſt (— darin liegt der Hauptirrthum dieſer Deduction), gerade von dem deutſchen Lande ausgegangen iſt, mit welchem wir, — wie auch die ſtaatsrechtlichen und völkerrechtlichen Verhältniſſe geordnet werden mögen, — ſtets in naher Berührung ſtehen werden. Hat auch die Unterjochung des Plattdeutſchen durch das Hochdeutſche einer Zeit vielleicht das Dänenthum in Südjütland vom Untergang gerettet, weil das Hochdeutſch demſelben mehr fremd war, als das Plattdeutſche, ſo iſt es doch nur im Streit mit dem Hochdeutſchen das Banner und Mittel, daß nationale Eroberungsluſt daran arbeitet, uns das ganze oder halbe Schleswig zu entreißen. Das Däniſche und Plattdeutſche ſind nun Alliirte und es würde gewiß ebenſo politiſch richtig wie human von der Däniſchen Regierung ſein, ſich der plattdeutſchen Sprachbeſtrebung anzunehmen. Aber außerdem enthalten K. Groths Poeſieen ein ſtarkes Zeugniß von der

geiſtigen Kraft des Holſteiniſchen gemeinen Mannes, in welchem ein ernſter Wink enthalten iſt, daß es eben ſo wenig angeht, eine Staatsverfaſſung aufrecht erhalten zu wollen, die Holſteins Volk unter die Herrſchaft einer Däniſchen Majorität bringt, wie es geduldet werden kann, daß eine übermüthige Holſteiniſche Partei, vom Deutſchen Bunde unterſtützt, ſich zum Herrn in Dänemark macht. Endlich deutet Vieles in K. Groths Poeſieen auf eine Stimmung beim Kerne des Holſteiniſchen Volkes, welche doch vielleicht einer wirklich conſtitutionellen Unionsverfaſſung zwiſchen Dänemark und Holſtein eine dauernde Stütze bei jenem Volk verſchaffen könnte, welche die Selbſtſtändigkeit der Holſteiner ſicherte, wenngleich ſie zur ſelben Zeit, was natürlich von Däniſcher Seite gefordert werden müßte, dem Einfluſſe des Bundes im Norden der Eider und dem Deutſchen Unweſen in Südjütland einen Schlagbaum vorſetzte."

— — — — — — — — — — — —

"Es iſt ein ſehr ungewöhnlich naher Zuſammenhang zwiſchen Klaus Groths Poeſie und dem Weſen des Volks, deſſen Sprache er benutzt. Gilt es von jedem Dichter, auch dem ſubjectiven, der hauptſächlich nur ausſpricht, was er in ſeinem eignen Innern erlebt hat, daß er in einem Naturverhältniß zu ſeinem Volke ſteht, gleich dem des Baumes zur Erde, aus welchem er Nahrung zieht und welches er beſchattet, dann gilt dies wieder in beſonderm Grade von dem objectiven Dichter, welcher vornehmlich von derjenigen Welt inſpirirt wird, die ihn umgiebt, und deſſen Zweck es iſt, dem Ideale, welches er hier vorfindet, den meiſt naturgetreuen Ausdruck und die naturwahrſte Geſtalt zu geben. Aber am allermeiſten muß das von einem Dichter gelten, der wie K. Groth ſeinen Stoff im Leben eben deſſelben Volkes geſucht hat, zu welchem er gehört und der zum Ausdrucksmedium dieſes Volkes eigenthümliche Sprache wählt. Die Sprache iſt der Geiſt des Volkes. Indem unſer Dichter die Abſicht erfaßte, plattdeutſch zu dichten, mußte die Macht dieſes Volksgeiſtes unwiderſtehlich ihn dazu leiten, mit Bekämpfung und Beherrſchung von Gefühlen und Stimmungen, die ihm mehr individuell waren und mehr mit ſeiner perſön-

lichen, natürlicher Weiſe weſentlich hochdeutſchen Geiſtesentwicklung zuſammen hangen, alſo dazu, mit Ausſchluß aller allein ſubjectiven Ergießungen, für welche Hochdeutſch das natürliche Ausdrucksmedium war, ſo treu und wahrheitsliebend wie möglich, eben das wiederzugeben, was ſich im Herzen und Sinne desjenigen Volkes regte, für welches die benutzte Sprache Mutterſprache war. Inſoweit er ſelbſt durch Jugenderinnerungen und Sympathieen des reiferen Alters dieſen Menſchen angehörte, konnte er wohl zugleich dazu kommen, eigne Stimmungen und Gefühle auszuſprechen, ebenſo wie er bei der Wahl deſſen, was er aus dem Volksleben hervorziehen wollte, und dem Geiſte, in welchem er dieſes auffaſſen wollte, von ſeiner eignen ſittlichen und religiöſen Lebensanſchauung geleitet werden mußte; aber die neue Poeſie, die er in's Leben rief, mußte doch objectiv werden, mußte im eigentlichſten Sinne des Worts volksthümlich werden, indem er ſich zum bewußten Organe für den geiſtigen Lebensinhalt des Volkes machte. Daß dieſes hier wirklich das Verhältniß zwiſchen Dichter und Volk geweſen, daß er, mit Bewußtſein ſeines Zieles und mit Anſtrengung, unbeikommende Stimmungen entfernt zu halten, ſich gleichſam den richtigen Ausdruck erkämpft hat für das Ideale, welches er in ſeiner Phantaſie ſich in den Herzen ſeiner Landsleute bewegen ſah, davon zeugen ſeine eignen Aeußerungen in ſeinen Briefen und in den Vorreden zu ſeinen Gedichten; davon zeugen beſonders auf eine ſehr merkwürdige Weiſe ſeine im Jahr 1854 unter dem Titel: "Hundert Blätter, Paraligomena zu Quickborn" erſchienenen hochdeutſchen Gedichte. Dieſe verrathen nämlich einen ſowohl weniger originalen, als mehr ſubjectiven Dichter, als ſeine plattdeutſchen Arbeiten. Er hat in ihnen ausgeſagt, was in ſeiner individuellen Natur nicht vollſtändig mit jenem Geiſte des Volkes übereinſtimmte, dem er gehorchen mußte, wenn er die Sprache deſſelben benutzte. K. Groth iſt denn in dem beſonderen Falle, dasjenige mit Bewußtſein gethan zu haben, was die Dichter, durch welche ſo zu ſagen jede Nationalität in ihrer Kindheit die Sprache empfing, zu andern Zeiten naiv thaten. Aber daß

er die darin liegende große Schwierigkeit überwunden hat, ist ein Beweis dafür, daß er ein ganz ungewöhnlich begabter Geist ist. Es heißt an einer Stelle im Quickborn:

"De Bur het ok sin egen lütje Welt,
Un wer se sehn will, de mutt Ogen hebbn."

Niemand, der sich mit Klaus Groth vertraut gemacht hat, kann daran zweifeln, daß er eben Augen hat, diese kleine Welt zu sehen, daß es nicht ein willkürlich erfundener Kreis von Menschen und Vorstellungen ist, in welchen er den Leser einführt, sondern daß er etwas darstellt, von dem das Entsprechende sich in der Wirklichkeit vorfindet, daß er in Wahrheit aus dem frischen Quell geschöpft hat, welcher dort rinnt, wo die Civilisation nicht hat austrocknend oder verhärtend einwirken können. Er hat deshalb seine erste Gedichtsammlung, die in Deutschland so großes Aufsehen erweckte, "Quickborn" genannt, ein plattdeutsches Wort, welches einen rinnenden Quell bedeutet. Er hat dieses um so viel besser thun können, als die Sprache in mehreren Jahrhunderten nicht literarisch benutzt worden ist. Er hat auch in dieser Hinsicht aus dem reinen ungetrübten Quell schöpfen können, indem keine literarische Convenienz mit zuvor gebildeten Regeln für das, was poetischer oder nicht poetischer Ausdruck sei, ihn daran verhindern konnte, durchaus frei die meist bezeichnenden Ausdrücke, Worte und Wendungen der Volkssprache zu wählen, eben wie sie dem lebendigen Gedanken entsprachen, welchen er ausgesprochen haben wollte. Das innigste Gefühl, die verschiedenartigsten Stimmungen, die Ahnung des Höchsten, von Gott und dem Weltall, haben deshalb den einfachsten, natürlichsten und doch, — oder vielmehr gerade darum, den würdigsten Ausdruck empfangen können. Während eine entwickelte Litteratur einige Wörter als pathetische stempelt, liegt bei ihm alles Pathos im Gedanken selbst, ein Vorzug, der sonst nur die Dichter des Alterthums auszeichnet, und es liegt über aller seiner Poesie ein Morgenroth der Ursprünglichkeit, in welchem der Leser sich gleichsam verjüngt und mit neuer und frischerer Lebenskraft bereichert fühlen muß.

Alles was hier im Allgemeinen bemerkt ist, werden die im folgenden angeführten Stellen gelegentlich bezeugen." — — — "In der Fortsetzung der obigen Verse heißt es:

"Un is se (de Welt) nich so lut as fröherhin.
So kik he um so drister, nipper to
Un hett he denn en Hart vær se in Liv,
So ward se finn', de Welt is noch so vull,
So selig un so heimisch un so bunt,
As uns de besten Schriften man vertellt."

Hierin ist gerade der poetische Totaleindruck bezeichnet, den sowohl "Quickborn" als "Vertelln" machen: eine Welt voll von reichem, aber, von außen her gesehen, stillem Leben, lebensfroh, bunt und vor allem heimelnd und ansprechend in ihrer gesunden Ruhe, ein Volk mit Arbeitskraft, sinnig und nachdrucksvoll in Handlung und Rede, im Ganzen glücklich im Gefühle eines soliden Wohlstandes, nicht erfüllt von wilden, aristokratischen Leidenschaften oder vielen hochfliegenden Gedanken, aber doch treulich die Erinnerungen an die Freiheit der Ahnen und die ehrenvollen Kämpfe für die Freiheit bewahrend, selbst noch im Besitze eines Theils von demselben Sinne, der einst im Kriegsrufe: "Wahr di, Garr, de Buer kummt!" erscholl und eben so wie damals in wunderbarem Grade sich fern haltend und mehr oder weniger gleichgültig gegen die übrige Welt, ein kräftiges und derbes, mit einem nicht geringem Fond von Laune begabtes Volk, in dessen Herzen sich trotz alledem eine tiefe, stille Wehmuth regt, welche allen Zweigen des deutschen und nordischen Volksstammes eigenthümlich zu sein scheint und wodurch das Wesen desselben der freundlich fruchtbaren, aber bescheidenen Naturschönheit des Landes entspricht, welche jedoch durch die Nähe des Meeres ihr eingenthümlich Großartiges und Erhebendes erhält." — — — —

"Man muß nun sagen, daß K. Groth ein Meister in der Characterschilderung ist. Mit wenigen, kräftigen Strichen kann er eine Figur malen, so daß sie leibhaftig vor Einem steht, und auf der andern Seite, wo es tieferen Seelen-

inhalt zu entfalten gilt, kann er ohne Analyse, nur durch den Gang der Erzählung und durch die eigenen Worte der Betreffenden nach und nach das innerste Wesen des Menschen mit steigender Fülle und Klarheit sich offenbaren lassen, gerade so wie es stets in der Wirklichkeit geschieht. In Betreff des Letzteren ist die Erzählung "Trina" ein kleines Meisterwerk. In der Hauptperson hat er das schöne Bild natürlichen Liebreizes und kindlicher Unschuld dargestellt, welches tiefen Sinn und Verstand in einem still-muntern Wesen birgt, und er hat sowohl diesen Character mit andern verschiedengearteten, namentlich der kleinen lustigen, aber unbedeutenden Mathilde, der überspannten unglücklichen Düveke, der bieder-verständigen Wite und endlich Mutter Meth mit der Ueberlegenheit des Alters, Verstandes und der Herzlichkeit zu contrastiren gewußt, daß man mitten unter diesen Menschen gelebt zu haben glaubt und in ihnen volksthümliche Typen zu sehen gezwungen wird. Denn das allgemein Weibliche in ihnen hat ein so bestimmtes Gepräge der Natur des Volkes und Landes, daß man es sich gar nicht möglich denken kann, ihres Gleichen anderwärts zu finden." — — — "Um die mehr idealen Gestalten herum bewegen sich in bunter Mannigfaltigkeit die barocksten und doch naturwahren Personagen, sowie der Bettler in "Trina," der stets die zehn Gebote herplappert, — wer kennt nicht derartige Herumtreiber auf dem Lande, — der versoffene Hans Schander, der alte David in "Peter Kunrad," der allerlei Dinge studirt, u. A. Alterthümer, und 14 Tage lang in den Gräben an der Landstraße nach den Ruinen des Schlosses Tielenburg gräbt, welches die Dithmarscher in alten Zeiten zerstörten, "de ole Koptein" in "Detelf" mit seinem Bramarbasweſen, die Bewohner des Armenhospitals, welches er ergreifend mit einer Rumpelkammer vergleicht oder einem Winkel des Bodens, wo man allerlei alte, zerbrochene und abgelegte Gegenstände aufbewahrt, die Schuhmacher von Heide, die Sonntags nach Kiel spazieren, um zu fischen und nach mancherlei Irrfahrten einen Frosch und einen ertrunkenen Hund fangen, worauf sie, um nicht von ihren Frauen Scheltworte hören zu müssen,

Fiſche kaufen und heimbringen, ſowie gar viele andere Figuren, alle mit einem Leben und einer Anſchaulichkeit gezeichnet, durch welche er an die Schöpfungen der beſten niederländiſchen Genremaler erinnert. — Bei dieſer naheliegenden Vergleichung gewahrt man inzwiſchen eine Eigenthümlichkeit an K. Groth, welche man beſonders beachten muß. Während die berühmteſten niederländiſchen Maler, wie z. B. Teniers, Oſtade, Rembrandt, ſich augenſcheinlich mit einem gewiſſen cyniſchen Wohlbehagen in das Schmutzige und Rohe vertiefen, welches meiſt unverhüllt im Leben des gemeinen Mannes zum Vorſchein kommt, zumal in ſeiner Luſtigkeit, iſt K. Groth über alles Derartige erhaben. Das hat ſeinen Grund nicht darin, daß er ſich ſcheut, die Menſchen zu ſchildern, wie ſie ſind; aber er fällt während der Schilderung mit gutmüthiger und doch eindringlicher Ironie ſein Urtheil über alle Verkommenheit und Tölpelhaftigkeit, während andere Dichter, welche die plattdeutſche Sprache zu benutzen verſucht haben, nicht ſelten an dem Unedlen ihr Vergnügen fanden, weil hier doch die Möglichkeit einer kräftigeren Komik war, als die hochdeutſche Sprache ausdrücken kann. Was K. Groth vor dieſer Verirrung bewahrt hat, iſt inzwiſchen offenbar nicht nur ſein eigner Edelſinn, ſondern auch eine Eigenſchaft bei eben demſelben Volke, welches er ſchildert. Es iſt über dem Weſen dieſer Bauern trotz ihrer ungeſchliffenen Manieren und ihrer oft mehr als derben Reden eine ganz eigne Würde ausgebreitet und ein Anſtand, welcher mitunter in aller ſeiner Einfachheit ſogar einen imponirenden Eindruck hervorbringt." — —

"Die Leſer werden aus allem Angeführten den Eindruck empfangen haben, daß über der Poeſie K. Groths ein Geiſt geſunder und tiefer Sittlichkeit und Gottesfurcht ruht. Auch in Hinſicht deſſen hat nämlich des geſchilderten Volkes geiſtiger Zuſtand ſicherlich des Dichters Gedanken geleitet und befruchtet. — — Die Sittlichkeit ruht hier, wie überall, auf religiöſer Grundlage. Ohne zu predigen, verſteht K. Groth es, die Gottesfurcht in ihrer ſchönſten Geſtalt zum Vorſchein kommen zu laſſen, nämlich als die durchaus freiwillige Ergießung des

frommen Gemüths. Man leſe z. B. die Aeußerungen des alten Landmanns in "Dat Gewitter" und was die Hauptſache iſt, ſowohl durch die Ausbrüche der Freude wie des Schmerzes geht eine tiefe, ſtille, wahrhaft chriſtliche Reſignation. Die Freude iſt ſtets bereit, ſich in Dank gegen Gott zu wandeln, der Schmerz iſt nie aufrühreriſch oder verzweifelt und das Schöne und Richtige in der Zufriedenheit mit ſeinem Looſe, ſei's glänzend oder nicht, iſt ein Hauptgedanke des Dichters, zu welchem er auf mancherlei Weiſe, ſowohl im Scherz wie im Ernſt, immer und immer wieder zurückkommt. Dieſe Lebensphiloſophie iſt endlich gepaart mit einer ſo warmen Menſchenliebe, daß man ihre chriſtliche Grundlage nicht verkennen kann, obgleich natürlich das ſpecifiſch Chriſtliche, die Dogmen des Chriſtenthums und das chriſtliche Andachtsleben, nicht zu Worte kommt."

Zum Schluß theilen wir dem freundlichen Leſer, der uns bis hieher ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, die franzöſiſche Ueberſetzung eines Quickborn-Liedes mit, welches wir, der bequemern Ueberſicht wegen, vorausſchicken.

As ik wegging.

Du brochſt mi bet den Barg torüch,
De Sünn de ſack hendal:
Do ſäſt du ſachen, dat war Tid,
Un wennſt di mit enmal.

Do ſtunn ik dar un ſeeg opt Holt,
Grön inne Abendſünn,
Denn ſeeg ik langs den ſmallen Weg,
Dar gingſt du ruhi hin.

Do weerſt du weg, doch weer de Thorn
Noch ſmuck un blank to ſehn;
Ik gung de anner Sit hendal:
Dar weer ik ganz alleen.

Nös heff ik öfter Affcheb nam', —
Gott weet, wa mennimal!
Min Hart dat is dar baben bleben,
Süht vun den Barg hendal.

Le départ.

Tu me conduisis jusqu'en haut sur la montagne; le soleil s'abaissait vers l'horizon: alors tu dis à voix basse, qu'il se faisait tard déjà et tu te retournas soudain.

Je restai là, immobile, et je regardai d'en haut la forêt qui verdoyait au soleil du soir; puis je regardai le long du chemin étroit, où tu t'en allais tranquillement.

Et puis tu disparus; mais je voyais encore la belle et blanche tour de l'église. Je descendis de l'autre côté de la montagne, et alors je fus tout à fait seul.

Plus tard, j'ai souvent encore pris congé de toi en esprit — Dieu sait combien de fois! Mon coeur est resté la-haut sur la montagne, et il regarde en bas dans la vallée.

Sloman's "Leichte Blätter" bemerken zu dieser Mittheilung: Wir bezweifeln, daß eine bessere Uebersetzung möglich; der Verfasser, R. Reinhardt, ist wegen der französischen Uebersetzungen, die er für seinen Freund Heine und unter dessen Mitwirkung lieferte, schon früher gelobt worden, er hat auch hier selbst den Ton nachgeahmt, dennoch ist uns das Deutsche, nicht einmal bedeutende Gedicht denn doch wie eine andre Welt, schon deshalb, weil wir da ein Gedicht, also eine tönende und rythmisch gebildete Einheit vor uns haben. Eigentlicher Rythmus und Abwechslung in Tönen und deshalb wirkliche Dichtungen in unserm Sinne fehlen indeß der Französischen Sprache und sind wir sehr zufrieden mit dem Uebersetzer, der auf französische "Verse" deshalb verzichtete.

Berichtigungen.

S. 34 Z. 12 v. o. lies "ni licht" statt "nichtli."
S. 38 Z. 14 v. o. lies "ſe" statt "he."

Langhoff'ſche Buchdruckerei.

M102614
G7Z7
Hobein, Eduard
Ueber Klaus Groth und
Seine dichtungen
MAR 0 8 1991
M102614
PT4848
G7Z7
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
U.C. BERKELEY LIBRARIES
011502